Pater pessavi ter armis
adalas quondam olim summa

Fartis dasiata mitam
camare terram adam.
These narrare latein Athene
destata vir latein viris
cumma

Feuerseelen.

Absonderliche Menschen und Schicksale.

Von

Max von Schlägel.

Berlin.
Verlag von B. Brigl.

Inhalt.

Ewig.

Ein Waldidyll aus der Gesellschaft.

Die englischen Anlagen der Landeshaupt- und Residenzstadt C. sind nach allen Richtungen von Reitwegen durchkreuzt. Ja selbst da, wo die guterhaltenen Kiespfade für die Fußgänger längst aufgehört haben, wohin selbst die schöne breite Macadamfahrstraße nicht reicht, da ziehen sich bald in graden Linien, bald in den anmuthigsten Windungen jene Reitwege durch die uralten Bäume.

Dieser Theil der Anlagen ist von aller Welt abgeschlossen und scheint ein Platz, so recht geschaffen für ritterliche Träumerei. Der Sportsman oder Stallmeister, der hier sein Pferd tummelt, hat nicht das mißmuthige und anmaßende Kritteln des behäbigen Spießbürgerthums zu befürchten, welches in seinen geschmacklosen Fuhrwerken mit der Aristokratie zu rivalisiren und die eigenen wohlgenährten Vertrauenspferde im Werthe zu steigern wähnt, dadurch, daß es die Reinheit des schönsten Vollbluts verdächtigt. Auch nicht das ängstliche Kreischen nervenschwacher Küchenmädchen und romantischer Ladenjungfern, wenn ein Pferdekopf in ihre Nähe kommt, hat der Reiter hier zu besorgen, denn wie

gesagt, hier durchschneiden die Kieswege des Proletariats nicht die weichen sandigen Pfade und auf diesen selbst zu lustwandeln, ist nach den ersten Minuten schon so ermüdend, daß es nur hie und da einem unternehmenden Schuljungen einfällt.

Es ist ein sehr schöner von aller Welt abgeschlossener Winkel Erde. Das einzige Geräusch, welches man hört, ist je nach dem Winde das dumpfe Rauschen des breiten Flusses, in dessen gewaltiger Krümmung diese Partie der Anlagen eingeschlossen ist, oder das dumpfe Rasseln der Wagen von der Fahrstraße her, welche die Sehne des Bogens bildet.

Bei völliger Windstille vermischten sich oft die beiden Geräusche und es bot dem einsamen Reiter, der zu derlei geneigt war, einen eigenthümlichen Reiz, den Wasserstrom vom Strom des Lebens zu unterscheiden.

Der junge Mann, der am Anfang dieser Reiterdomäne die Faust mit den Zügeln nachlässig auf den Sattelknopf gestützt, dahinritt, hielt auch hie und da mit einer leichten Erhebung der Hand sein Pferd an, drehte sich im Sattel um, indem er die rechte Hand flach auf die glänzende Kruppe des Goldfuchsen stützte, und schien zu horchen.

Alles blieb still. Der Reitweg, den man von hier aus eine ansehnliche Strecke weit überschauen konnte, war leer und einsam.

Der Reiter gab mißmuthig dem Fuchsen die Hülfen zum Vorwärtsgehen, um einige Minuten darauf wieder zu halten und zu horchen.

Während der Fuchs gleichmüthig an seiner Stange kaut und nur manchmal schnaubend den Kopf schüttelt, um eine zudringliche Mücke zu verscheuchen, haben wir Zeit, den Herrn zu betrachten, der sich in seiner unbequemen Stellung gleich sehr als gewandter Reiter und gut gewachsener Mann

darstellt. Die kurzen Husarenstiefel und grauen Lederbeinkleider saßen knapp an einer ebenso kräftigen als zierlichen Musculatur, ein kurzer englischer Reitrock bedeckte die breiten Schultern und wenn auch ohne eigentliche Taille, bewies er doch durch ein paar graciöse Falten über den Hüften die Schlankheit seines Besitzers.

Den Kopf des Reiters bedeckt einer von den Hüten, welche nun schon seit einem Jahrhundert die Welt unterjocht haben, und unter diesem zeigt sich uns von kurzgelockten schwarzen Haaren umgeben, eins jener scharfgeschnitten griechischen Profile, welche man so selten bei Männern findet und noch seltener an ihnen anmuthig nennt.

Bei unserm Reiter wird diese etwas eintönige Gleichlinigkeit zwischen Stirn und Nase belebt durch ein großes Auge, das gerade jetzt wieder sehnsüchtig träumerisch den Reitweg hinabschaut. Was die eigentliche Gesichtsfarbe des Reiters ist, können wir nicht wohl feststellen, denn sie wechselt ganz merkwürdig von der dunkelsten Gluth bis zu einer olivenfarbenen Bläße, die den jungen Mann übrigens sehr gut kleidet. Jetzt flammt sein Gesicht wieder in hellster Röthe. Er richtet sich so rasch in den Bügeln auf, daß der Fuchs erschrocken zusammenfährt und die feinen Glieder unruhig bewegt.

Ganz unten am Ende des Wegs, wo er für das Auge in dem grünen Blättermeer endigt, erscheint undeutlich die Gestalt eines dunklen Pferdes. Das wehende Reitkleid und ein flatternder Schleier beweisen, daß das Pferd von einer Dame geritten wird und sich in schnellster Gangart befindet.

Es ist ein Bild voll wilder Poesie, wie die Umrisse von Pferd und Reiterin immer größer werden, je mehr sie von den hohen Stämmen hinter sich läßt, welche wie die Säulen einer Colonnade an den Seiten des Wegs emporstreben und

hoch oben einen Blätterbaldachin bilden, der das heitere Sonnenlicht des Junimorgens nur als eine Art heller grüner Dämmerung herabläßt.

Der Fuchs vernimmt ebenfalls das Schnauben des näher-sprengenden Pferdes und wird unruhig. Der Reiter wendet ihn rückwärts nach den Ankömmlingen. Der Fuchs wird sehr aufgeregt, seine Nüstern sind weit offen, um die blanken Hebel des Gebisses fliegt der Schaum in weißen Flocken, jede seiner Muskeln und Adern tritt hervor, das Auge blitzt und die feinen elastischen Füße mit den hohen schmalen Hufen treten ungeduldig den Boden.

Ueberschreitet es die Grenzen, welche der gute Ton der Poesie zieht, wenn ich gerade jetzt eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem edlen Thiere und seinem Reiter finde?

Auch sein Auge blitzt in ungeduldigem Jubel, seine beweglichen Nasenflügel gehen auf und nieder mit dem Wogen der männlichen Brust und die kleinen weißen Zähne zerren ungeduldig an den Haaren des Schnurrbarts.

Die Reiterin kommt immer näher. Noch einige Sprünge, und der kräftige Rappe wird den geschmeidigeren Goldfuchs erreicht haben.

Das Gesicht des Reiters glüht mehr als je; er zieht den Hut so tief, bis seine Hand in einer Linie mit dem Knie steht und verneigt sich bis an die Ohrenspitzen seines Pferdes.

Die Dame lächelt und salutirt, indem sie die Spitze ihrer Reitgerte gegen die Schulter des Rappen senkt; dann geht sie aus der Carrière in einen langsameren Galopp über und ruft dem jungen Manne zu:

„Allons, mon cher baron! Kommen Sie! Mein Reitknecht — habe ihm befohlen, um den See zu reiten, bis ich

wieder komme. Ist aber möglich, daß er neugierig ist, wohin ich allein reite und mir heimlich nachfolgt. Kommen Sie!

Als die Dame mit ihrer Rede zu Ende war, die sie wegen der schnellen Gangart des Pferdes nur stoßweise hervorbringen konnte, hatte sich der Fuchs bereits längst in Bewegung gesetzt, und in einem energischen Jagdgalopp sausen die beiden Pferde nebeneinander dahin.

Der junge Mann hatte seinen Hut wieder aufgesetzt und hatte nun beide Hände voll zu thun, um die wilden Sprünge des Fuchsen zu mäßigen, welcher durch die unerwartete Gesellschaft aufgeregt sich nicht einmal zu dieser Gangart bequemen wollte, sondern mit schnaubendem Ungestüm nach vorwärts drängte.

Von ihrem ruhigeren Thiere aus betrachtete die Dame mit allen Zeichen des Wohlgefallens den neben ihr einhersprengenden jungen Mann, der den Stößen des aufgeregten Thieres Sicherheit und überlegende Ruhe entgegensetzte.

Sein Gesicht war wieder ruhig geworden und hatte jene leichte Olivenfarbe, welche wir schon einmal an ihm wahrgenommen, sein Auge ruhte ohne jede Besorgniß auf dem stets auf- und niederschnellenden Kopf seines schönen Thieres, seine Faust war ruhig und stetig, sein Oberkörper grade und seine Füße bewegten sich so wenig aus der Lage, als reite er einen ruhigen Schulgalopp.

Die Dame hatte wohl Aug' und Urtheil für all das — denn sie lächelte sehr wohlgefällig und wenn auch gerade jetzt der grüne Schleier sich etwas vor ihre Augen legt und den langen Blick unterbricht, mir dem sie den Baron angeschaut, so sehen wir doch an dem fast traurigen Lächeln des etwas breiten aber schöngeformten Mundes, daß ihr Interesse an dem jungen Mann ein sehr tiefes sein mußte.

Auch die Dame führte ihre Trakehnerstute meisterhaft.

Mit langen gleichmäßigen Sprüngen sauste das kräftige Thier an den Bäumen vorbei und die Reiterin wußte sich den ziemlich starken Bewegungen mit solcher Elasticität anzupassen, daß sich ihr Körper kaum vom Sattel erhob, sondern blos harmonisch vor- und rückwärts neigte, während das schwarze Reitkleid und der grüne Schleier phantastisch hinterher flatterten.

Die Dame konnte nicht groß sein, aber ihr Oberkörper war von einem auffallend schönen Ebenmaaß. Wie der Mann ihr zur Seite hatte sie eine sehr volle Büste und dabei eine bewunderungswürdige Taille. Der Schleier, den die Dame noch immer nicht entfernt, verdeckt uns den oberen Theil ihres Gesichts, aber wir sehen über dem breiten lächelnden Mund eine kleine energisch gekrümmte Nase und darunter ein plastisch schönes Kinn, welches in einen herrlichen Hals endigt.

Wohl durch den schnellen Ritt bewegt sich der Busen der Dame heftig und eine lange schwarze Flechte, welche los und halb aufgegangen ist, hängt unter dem schwarzen Cylinderhut hervor.

Der Weg wird immer weniger bequem. Der Baron reitet möglichst zur Seite, um der Dame die Mitte der Bahn zu überlassen, und muß sich daher oft bücken und zur Seite neigen, um hervorragenden Aesten auszuweichen. Manchmal streift die Rinde eines Baumes ganz empfindlich seinen Fuß.

Auch geht der Weg nicht mehr größere Strecken grade aus, sondern scheint sich in vielfachen Wendungen, die alle Reitergewandtheit herausfordern, gegen sein Ende zu sträuben. Dieses Ende kann nicht mehr ferne sein, denn deutlich vernimmt man das dumpfe Rauschen des Flusses.

Die Dame nimmt ihr Pferd an, das sogleich in Schritt

übergeht. Etwas kräftigere Hülfen braucht der Fuchs, aber auch seine Hitze hat sich gemäßigt und in einem emsigen Schritt gehen die beiden Pferde neben einander her, als ob sie das seit Jahren gewohnt wären.

Die Dame schlägt den Schleier von ihrer Stirn zurück und ein schwarzes Auge von ganz räthselhaftem Ausdruck schaut auf den Cavalier. Dieses Auge sah aus, als könne es alles zugleich ausdrücken, eine Welt der Leidenschaft und des Glückes und zugleich eine unaussprechliche Leere, groß genug, daß jene Gluth, stets aus sich selber herausdrängend, darin endlich sich selber verliere.

Dasselbe wehmüthige Lächeln umspielte ihren Mund, doch lag schon etwas mehr Spott darin, denn vorhin, als der Baron noch immer stumm neben ihr einherritt. Ein paarmal griff er an seine Brust, als wolle er auf diesem mechanischen Wege das wilde Klopfen seines Herzens beruhigen.

Immer spöttischer wurde das Lächeln der Dame. Der Baron mochte das fühlen, obwohl er sie nicht ansah, denn die Gluth seines Gesichtes steigerte sich immer mehr.

Endlich hielt die Dame ihr Pferd an. Der Fuchs folgte dem Beispiel des Rappen, ohne den Befehl seines Herrn abzuwarten.

„Nun?“ fragte die Dame gedehnt und in ihren Augen lag jetzt nichts als jene Leere, und das Lächeln um ihren Mund war ganz Spott geworden. Sie hatte eine sehr tiefe melodische Stimme.

Der Baron schrak zusammen. Er ließ die Zügel fallen und ergriff mit beiden Händen die Hand der Dame, welche mit der Reitpeitsche an der rechte Seite niederhing.

Diese Hand war mit rehfarbenen Wildlederhandschuhen bekleidet, deren Stulpen weit auf den Aermel zurückreichten.

„Erlauben Sie, Baron!“ sagte die Dame, indem sie

ihre Hand aus den Fingern befreite. Dann nahm sie die Peitsche in die linke Hande, zog ohne Gerte und Zügel loszulassen, den Handschuh von ihrer Rechten und hielt sie graciös dem Baron hin.

Diese Hand war weiß wie Alabaster und schmal wie das Gelenk, aus dem sie hervorgewachsen. Die Nägel waren rosig, wie die ersten Flecken des Morgenroths auf schneeigen Wolken.

Der Baron ergriff die Hand nicht sogleich. Er starrte der Dame ins Gesicht. Das Lächeln um ihren Mund wurde milder, ihr Auge wärmer und es schien, als sei es feucht. Sie neigte den Kopf und ließ ihre Hand langsam herabsinken.

Der Baron ergriff sie und preßte sie unzählige Male an die Lippen.

„Alice! Alice!" rief er stürmisch, „Sie martern mich entsetzlich. Seit Sie mir gestern während des Spiels unter der Karte das Billet zuschoben, bin ich todt für Alles, außer dem einen Gedanken — Du sollst sie sehen, sprechen, allein, nicht von zwanzigen begafft, belauscht, sollst sie küssen und umarmen dürfen nach Herzenslust! Was wollt ich Ihnen sagen, was Ihnen schwören! Und jetzt weiß ich nichts, ich finde nicht das elendeste kleinste Wort, es ist, als ob in meinem Herzen alles Leben todt wäre, aus meinem Hirn für immer ausgestrichen die Gedanken. Das Uebermaaß der Freude kann tödten, sagt man — es ist so.

„Aber Sie sollen reden, weil ich Ihre treuherzige Stimme so gerne höre, Baron!" sagte Alice und ihre Stimme dämpfte sich zu dem tiefen Murmeln der Turteltaube und ihr Körper drehte sich mehr nach ihrem Begleiter und die Linien, die er dadurch den trunkenen Blicken bot, waren entzückend. „Sie sollen reden, weil Sie mich dadurch glücklich machen!"

„Was soll ich sagen!" rief der Baron, noch immer ihre Hand haltend. „Was ich Ihnen sagen kann, wissen Sie ja: daß ich Sie liebe, abgöttisch, unendlich, daß ich erst lebe, seit ich mich von Ihnen geliebt weiß, daß Sie meine Seele, mein Gott, mein Alles sind, zu dem ich bete, daß ich ewig . . . ."

Alice war während dieses leidenschaftlichen Ausbruches immer ernster geworden, ihr schwarzes Auge war wieder groß und leer, wie ein Abgrund, ihre Lippen hatten selbst ihren Spott verloren.

„Ewig! Ewig!" sagte sie mit mitleidärgerlicher Betonung. „Wenn Sie wüßten, Baron Herman, wie mich ein solches Wort verletzt! Ich will nicht ewig geliebt sein, weil ich nicht ewig lieben kann. Sie kommen mir in diesem Augenblick vor, wie ein Kind, das nicht auf seinen eigenen Füßen stehen kann und schon nach den goldenen Sternen und der silbernen Mondscheibe langt. Ewig! Ich habe, um nur eine Stunde ungestört mit Ihnen zu sein, Alles gewagt, was eine Frau wagen kann. Ich habe Ihnen in Gegenwart meines Gatten vor einem ganzen Tisch Diplomaten unter einer Spielkarte versteckt, ein Billetdoux gegeben, der kleinste Zufall konnte mich verrathen. Ich habe mich Ihretwegen in die Hand eines Dieners gegeben. Ich, wagte es und ich bebte nicht dabei und hätte nicht gejammert hätte es auch Schande und Elend gebracht. Ich habe das gethan, weil ich Sie liebe, liebe, wie nur ich lieben kann — aber ewig? Theurer Hermann — seit ich die Gattin des Grafen Landsfeld bin, verlangten schon drei Männer diesen Schwur von mir in demselben Augenblicke, da ich ihn meinem Gatten brach — meine Anwesenheit hier beweist Ihnen, daß ich Recht hatte, ihn auch dem Dritten zu verweigern."

Der Baron war erschrecklich bleich geworden. Ueber seine Wangen flossen ein paar große Thränen herab. Seine Stimme klang unsicher und gebrochen, als er antwortete.

„Wissen Sie, daß Sie mir da etwas Schreckliches mittheilen, etwas, was mich wahnsinnig machen kann? Sie sprechen mir von Liebe — ist das Liebe, die sich nicht einen Moment lang einreden kann, daß sie kein Ende habe? Ist das Liebe, die das Bewußtsein ihres eigenen Sterbens mit sich herumträgt, die in demselben Augenblick sich den Dolch in's Herz stößt, da sie sich gen Himmel erheben will? Nein Alice! Ich will Sie eine andere Liebe lehren, in meinen Umarmungen will ich Sie ersticken, um Ihnen das Paradies zu geben. Sie sollen glücklich sein, Sie sollen wieder an sich selbst glauben!"

Der junge Mann hatte diese Worte mit begeisterter Stimme gesprochen. Auf die Gräfin schienen sie eine tiefe Wirkung hervorzubringen, ihre Augen glänzten in bewundernder Freude, ihr Mund war halb geöffnet wie um den Lufthauch seiner Worte einzuschlürfen, ihre beiden Hände legte sie auf die Schultern des Geliebten.

„Herman! Sprich weiter! So bist Du schön! So lieb ich Dich unendlich. Ich würde sterben, wenn man mich jetzt von Deiner Seite risse — laß Dir das genug sein und verzeihe mir, wie ich Dir verzeihe, wenn es zu Ende ist. Gerade Dich möchte ich am wenigsten belügen."

Das Gesicht des Barons wurde sehr kalt und finster. Er nahm die beiden Hände der Gräfin von seinen Schultern, küßte sie, ließ sie dann herabsinken und langte nach seinen Zügeln.

Diese wären fast über den Kopf der Fuchsen herabgesunken, denn derselbe hatte, dem Beispiele des Rappen folgend, die Grashalme abzunagen versucht, welche hier üppig

zwischen dem aufgeschütteten Sand des Reitweges hervorwucherten.

Auch die Baronin ergriff die Zügel und die beiden Pferde gingen im Schritt vorwärts.

Das immer näher ertönende Rauschen des Flusses und der monotone Schlag eines Finken, das behäbige Schnauben der Pferde und das Knarren der Sättel waren die einzigen Töne, welche die Stille unterbrachen.

Jetzt wendete sich der Weg wieder rückwärts. Das Rauschen des Flusses ertönte ganz nah. Hinter diesem Gestrüpp, das den Raum zwischen den Buchen bis zu Mannshöhe ausfüllte, mußte der Fluß vorbeiströmen.

Der Baron wollte wenden — die Gräfin hielt den Rappen an.

„Wollen wir nicht bis an's Ufer reiten? Ich sehne mich nach einen Blick in's Freie. Dieses ewige Grün ist unerträglich."

Schweigend lenkte der Baron den Fuchsen gegen die Blätterwand und drang hinein. Ihm folgte die Gräfin, jedoch erst, nachdem sie den Rappen die Peitsche hatte fühlen lassen.

Der Ritt war weniger beschwerlich, als Herman gedacht. Die Bäume standen weniger dicht, das Gebüsch hörte gänzlich auf und grünes Moos bedeckte den Boden. Jetzt standen sie am Ufer.

Die Erwartungen der Gräfin wurden nicht erfüllt. Die Zweige der Bäume, die hart am Ufer standen, reichten herab in's Wasser und versperrten die Aussicht.

Dennoch war es ein herrlicher Ort hier. Ja sogar für einzelne Plätze, die ganz dem hellen warmen Sonnenschein ausgesetzt waren, hatte die Natur gesorgt und Hasel-

nußstauden hatten sich zusammengethan, wie von Menschenhand gepflanzte Lauben.

Käfer schwirrten, Schmetterlinge gaukelten, in den goldenen Streifen, welche die Sonne durch das Laub schob, tanzten Millionen Mücken . . . es mochte wohl gegen die Mitte des Tages gehen und die Sonne stand hoch am Firmament.

Da wurde die Gräfin sehr bleich. Ihr Kopf mit den halbgeschlossenen Augen sank nach rückwärts.

„Gräfin Alice! Um des Himmels Willen, was ist Ihnen?“ rief Baron Herman erschreckt, indem er sie stützte.

„Nichts! nichts!“ flüsterte die Gräfin. „Es wird bald vorübergehen! Der schnelle Ritt, die Aufregung — und dann haben Sie mir so unendlich weh gethan!“

„Verzeihung, ich würde ja mein Leben für Sie lassen!“ rief Baron Herman und sprang vom Pferde. „Steigen Sie einen Moment ab und ruhen Sie aus, Gräfin. Dann wird Ihnen wohler werden.“

„Das will ich, ja Herman! Geben Sie mir die Hand! So — o wie gut Sie sind, und ich konnte Ihnen wehe thun. So, hier will ich mich etwas setzen — versichern Sie sich der Pferde, Herman!“

Das war in der That nöthig, denn der Fuchs hatte bereits die Richtung nach dem Reitweg eingeschlagen. Der Baron henkte den Pferden die Kinnketten aus und befestigte jedes derselben mit den Zügeln an einen niedrig stehenden Ast.

Mit Todesangst im Herzen kehrte er zur Baronin zurück.

Sie lag halb aufgerichtet im Moose, ihr Hut mit dem grünen Schleier neben ihr. Die schwarzen Haare hingen

halb aufgelöst über das marmorblasse Gesicht mit den geschlossenen Augen.

Da schnellte sie empor, wie im wilden Krampf öffneten sich ihre Augen.

„Ich ersticke, Herman, ich ersticke . . . . .“

Ihre Hände nestelten an den Busenknöpfen ihres Reitkleides, als wollte sie dieselben öffnen.

Mit zitternden Händen öffnete der Baron das Kleid. Ein herrlicher Busen lag entblößt vor ihm. . . . . .

Der Baron schloß die Augen.

Die Gräfin athmete tief und lang. Ihre Augen öffneten sich, ihr Blick heftete sich brennend auf das Gesicht des Geliebten. Langsam hob sie sich. Baron Herman hatte die Augen wieder geöffnet und starrte auf sie, wie auf einen Wampyr, der ihm das Blut aus den Adern saugt. . . Sie hob sich immer mehr; ihre Lippen berührten die seinigen, jetzt wirft sie die Arme wild um seinen Hals und zieht ihn zu sich nieder . . . .

„Ewig, Alice!“

„Dein — Dein — auf ewig!“ stammelte sie.

Die Wasser rauschten, die Bäume flüsterten und durch den ganzen Werdedrang der Schöpfung hallte es: „Ewig.“

* *
*

Ja ewig! Sie hatte also doch nach den Sternen gelangt, die schöne selbstbewußte Frau, die ihrer raschen Liebe immer Hochzeitskleid und Todtenhemd zugleich anzog — sie hatte in einem Augenblick verlangenden Taumels den Schwur abgelegt, von dem sie wußte, daß sie ihn nicht halten würde.

Eine leichte Verwirrung spielt auf ihrem Gesichte in den reizendsten Nüancirungen, die sie vergeblich unter Scherzen zu verbergen sucht, als sie an der Seite Baron Her-

mans in kurzem Trabe dieselben Wege zurückritt, die sie vor einer Stunde im wildesten Tempo durchjagt.

Die Gräfin nahm aus einem vorn am Sattel angebrachten Necessaire einen kleinen in Elfenbein gefaßten Handspiegel und betrachtete sich darin.

„Abscheulicher!" rief sie plötzlich und mit ihrem Aerger schien es ihr halb Ernst zu sein. „Abscheulicher! Hier kann ich mich doch unmöglich selbst gebissen haben!?"

Sie deutete mit einem ihrer niedlichen Fingerchen auf ihren Hals, dessen blendendes Weiß durch einen ovalen rothen Fleck verunstaltet wurde.

Der Baron, welcher schweigsam vor sich hingestarrt hatte, wandte sich nach ihr. Sein Gesicht war durchsichtig blaß und seine Augen schwammen in feuchtem träumerischen Glanze. Er schaute zerstreut auf die schöne Frau, welche den Spiegel noch immer vor dem Gesicht mit naiver Trostlosigkeit den rothen Fleck an ihrem Halse betrachtete.

„Alice!" sagte der Baron, und seine Stimme klang sanft und flehend. „Du hast nicht mehr das Recht, mich zu verlassen. Weißt Du, daß Du mich tödten würdest, wenn Du mich verriethest?"

Die Gräfin warf ihr Haupt zurück und schüttelte es mit reizendem Spott.

„Dich verrath ich nicht, närrisches Kind!" sagte sie, indem sie scherzhaft den Pathos des Barons nachahmte. „Du bist mir ja so nothwendig zu meinem Glücke. Stößt man mit Bewußtsein das Glück von sich?"

„Bewußt? Nein!" sagte der Baron träumerisch.

„Was machst Du Dir also für unnöthige Grillen!" fuhr die Gräfin fort, wie man ein Kind beruhigt.

„Du weißt, ich sollte Seine Durchlaucht den Herzog nach Afrika begleiten. Ich denke nicht mehr daran, seit ich

Dich liebe. Und doch ist mir, als sei es mein Verderben, wenn ich bleibe —"

„So geh," sagte die Gräfin nnd betrachtete ihn so fest und lange, als wolle sie ihn gänzlich einhüllen in den Zauber ihres Blick. „Geh! Vergiß mich unter Löwen und Affen — Geh — — wenn Du kannst!"

„Ich kann nicht! Ich will nicht!" rief der Baron.

„So bleib' eben und liebe mich!"

Die Gräfin führte ihr Pferd ganz nahe an ihn heran, daß sie ihren Arm um seinen Hals legen und sein Gesicht zu sich herunterziehen konnte, um es zu küssen. Dann ließ sie die Zügel an ihrem Arm zurückfallen bis zum Ellenbogen und liebkoste mit ihrer Rechten das Gesicht des jungen Mannes, wie man bei Kindern thut.

Er preßte die Hand convulsivisch an die Lippen.

„Ewig!" flüsterte er.

„Ewig!" antwortete sie, aber ihr Auge war wieder schwarz und leer und um ihre Lippen spielte ein unheimliches Lächeln.

„Ich werde Dir schreiben, wenn wir uns wiedersehen. Jetzt verlaß mich und bleibe noch einige Minuten in diesem Theil der Anlagen."

Damit reichte sie ihm die Hand. Er hielt sie fest.

Durch die Stämme schimmerte der weiße Staub der Fahrstraße, einzelne Wagen rasselten vorbei.

„Ewig!" sagte der Baron, indem er sie noch immer festhielt.

Sie machte sich heftig los, und ihre Antwort verschlang der Hufschlag ihres davonsprengenden Pferdes.

* * *

Der Baron ritt langsam heim. Sein Weg führte ihn am Rande der Anlagen hin, wo die elegante Welt ihre

Landhäuser erbaut hatte. Dieses Viertel lag weitab von den industriellen und gewerblichen Theilen der Stadt, und eine aristokratische Ruhe herrschte hier.

Vor einer dieser Villen, die im elegantesten italienischen Baustyl errichtet war, hielt der Baron und betrachtete sie lange. Aber die Fenster waren dicht verwahrt, selbst der Pförtner hatte sein Fensterchen vor den heißen Strahlen der Nachmittagssonne zugezogen.

An dieser Villa führte ein schmales Sträßchen hinüber nach einer sehr belebten Landstraße, wo man selbst jetzt die Frachtwagen emsig hin und wieder fahren sah.

War es ihm wirklich um eine Abkürzung des Weges zu thun, oder darum, in der Nähe des Hauses bleiben zu können — Baron Herman lenkte sein Pferd auf diesen Weg und ritt an der Seite der Villa hin. Das Haus hatte keine große Tiefe, und er war daher in einigen Sekunden an der Gartenmauer. Diese war so nieder, daß er von seinem Pferd in die Anlagen hinübersehen konnte. Prächtige Blumenbeete hauchten einen betäubenden Wohlgeruch aus, dazwischen plätscherten die Springbrunnen, die Luft abkühlend, in ihre schön gearbeiteten Marmorbassins. Glänzende Goldfische schwammen darin herum.

Dichte Laubgänge gestatteten selbst zu dieser Zeit das Lustwandeln im Freien.

Da stockt der Fuchs plötzlich. Dicht an der Mauer hört Baron Herman sprechen.

Er stellt sich in die Bügel und sieht hinüber.

Auf einer dichtbeschatteten Bank sitzt ein schöner alter Mann mit weißem Bart und Haar. Er hat ein sehr ernstes, mildes Aussehen, und viele bunte Bänder zieren sein Knopfloch. Der alte Herr muß eben nach Hause gekommen

sein, denn sein Hut steht neben ihm, und er trägt Leibrock und weiße Cravatte.

Er wischt sich mit einem Battisttuch den Schweiß von der Stirne. Zwei niedliche Kinder von vier bis sechs Jahren drängen sich zu ihm heran und harren, was er erzählen wird. Er beginnt:

„Ich bin beim Herzog gewesen, so schwer mir dies ankam bei meiner Beurtheilung seiner Extremitäten, weil Du es wünschtest, Alice. — Er war sichtlich erfreut über meine Nachgiebigkeit, und wir werden bei seiner Rückkunft aus Afrika wieder zu Hof eingeladen werden. Bist Du zufrieden, Alice?"

Die Dame konnte der Baron nicht sehen, denn sie saß dicht an der Mauer, aber ihre Stimme durchbebte ihn elektrisch, als sie antwortete:

„Ich bin es ja stets, mein Gemahl."

Der alte Herr schüttelte traurig den Kopf.

„Du warst es nicht immer, und ich habe daher das Recht zu fragen: Bist Du glücklich?"

Ein schneeweißer bloßer Arm legte sich um den Hals des Greisen und zog ihn hinüber, wohin Baron Herman nicht sehen konnte.

„Jetzt und ewig!" sagte die Stimme.

„Ewig!" lachte der Baron laut auf, und sein schönes Gesicht verzerrte sich zu einer scheußlichen Larve.

Er gab dem Fuchs die Sporen, daß er sich aufbäumte und mit gewaltigen Sätzen von dannen raste.

Alice und ihr Gatte hatte das verzweiflungsvolle Lachen gehört.

Der alte Herr stieg auf die Bank und sah über die Mauer. Er sah nichts als einen Reiter, der querfeldein in

halsbrecherischer Carrière nach der Landstraße ritt. Er theilte dies Alicen mit.

Sie schwieg.

Als er sich umschaute, sah er seine Gattin bleich und zitternd an der Wand lehnen.

„Was ist Dir, Alice?“ fragte der Graf besorgt.

„Nichts, nichts!“ antwortete sie und versuchte ein Lächeln. „Ich denke nur, wir schwache Sterbliche sollten mit der Ewigkeit nicht zu verschwenderisch umgehen.“

„Immer diese alten Launen!“ murmelte der Graf und bot ihr den Arm, um sie ins Haus zu führen, die Kinder sprangen jubelnd voran.

* * *

Eine Stunde darauf erhielt der Herzog folgenden Brief: Gnädigster Fürst! Euer Durchlaucht haben mir huldvollst die Erlaubniß ertheilt, mich Dero hohem Reisegefolge nach Afrika beizugesellen. Ich ergreife mit Entzücken die Gelegenheit, mich für diese durch Euer Durchlaucht erhabene Gegenwart doppelt werthvolle Reise als Dero unterthänigster Diener Dero Reisemarschallamt zur Verfügung zu stellen. Euer Durchlaucht unterthänigster, treugehorsamster Kammerjunker Freiherr Herman v. Roden.

* * *

Der Baron Herman ist aus Afrika nicht zurückgekehrt.

Glücklich oder elend?

Professor Adam Wernau saß an seinem Arbeitstisch, dicht neben dem Fenster. Die klare Herbstsonne drang herein gleich einem breiten Strome flüssig durchsichtigen Bernsteins und ruhte sympathisch aus auf all den weisen Männern, welche in jenem Glaskasten der Welt hochmüthig die vergoldeten Rücken zuwandten. Der Morgenwind, der draußen in den Bäumen des Gartens rauschte, schlüpfte manchmal herein und spielte mit den Blättern der Oleanderstöcke und den blonden Haaren des Professors.

Der Professor lehnte sich lächelnd in seinem Stuhl zurück, daß sein kaum dreißigjähriges Antlitz sich ganz und voll dem goldenen Sonnenlicht aussetzte und sah zum Fenster hinaus nach den Bergen am Horizont, welche in bläulich klarer Dämmerung das grüne Blättermeer des Gartens überragten.

Es war ein schönes Gesicht, das des Professors. Eins jener Gesichter, durch deren Anschaun man zu der Ueberzeugung gelangen konnte: Ja, es giebt ein bewußtes Glück in der Ruhe, eine Zufriedenheit.

Man sah es diesem lächelnden Munde mit den feinen

Lippen, diesen klaren grauen Augen an, daß sie die höchste Leidenschaft auszudrücken vermochten — aber darüber erhob sich gleichmäßig vortretend in plastischer Wölbung eine Denkerstirne, bedeutend genug, um in alle ihre untergeordneten Gefühlssphären Harmonie und heilsame Mäßigung zu bringen. — Diese Stirne war jetzt frei und ohne Falte.

Der Professor lächelte. Jahre lang hatte er sich gefragt: Bist Du glücklich? Und Jahrelang hatte er nur mit einem Lachen der Bitterkeit, der Selbstironie oder des Leichtsinns darauf antworten können. Heute, als ihn die Herbstsonne so freundlich beschien, glaubte er sein Herz wirklich gestählt gegen alle unerreichbaren Wünsche, gegen jede unstillbare Sehnsucht.

Selbst seine Forschung, seine Studien hatten das luftige Gebiet der Speculation verlassen und hatten die Flügel gesenkt herab zur duftig grünen Erde.

Der Professor hatte wie jeder denkende Mensch endlich selber zu der Ueberzeugung gelangen müssen, daß der Flug des Gedankens die Ewigkeiten nicht durchmessen, daß die Flügel der Seele die Unendlichkeit nicht umspannen können.

Er hatte sich daher wieder zum Einzelnen gewendet, zu den Naturwissenschaften und suchte musivisch einige Steinchen zusammen zu dem gewaltigen Bau menschlicher Erkenntniß. Er war zufrieden damit, wenn er das erreichte . . . So glaubte er.

Es pochte.

Dem „Herein" des Professors hörte man an, daß er von Außen keine besonderen Ueberraschungen zu erwarten habe.

Eine alte Magd brachte einen Brief „für den Herrn Professor".

Der Professor nahm ihn und betrachtete ihn. Die

Schrift war ihm bekannt und doch wußte er nicht, wem sie angehörte. Auch die Postzeichen befremdeten ihn. Wilhelmsbad — Hanau — dort wußte er keine Freunde und Bekannten, dort war auch kein Museum, keine wissenschaftliche Anstalt, welche ihn zu Rathe ziehen konnte.

Das Petschaft zeigte ein einfaches R.

Warum hält er den Brief so sinnend in der Hand? Das beste Mittel, zu erfahren, woher er sei, wäre doch eigentlich, ihn zu öffnen. Wer nichts zu fürchten und nichts zu hoffen hat .... aber warum werden Sie denn so bleich, Herr Professor? Sollten Sie wirklich in diesen hastigen unregelmäßigen Zügen die Schrift des Jugendfreundes erkannt haben? Desselben, an den sich auch die Erinnerung an den Verlust Ihres liebsten Glückes heftet?

Er bedeckt die Augen mit der Hand gegen die Sonne, die jetzt immer blendender hereindringt. Es ist ja auch bald Mittag.

Es ist wohl auch blos der Sonne zuzuschreiben, daß das Auge des Professors feucht erscheint, als er seine Hand wegnimmt, um das Siegel zu erbrechen.

Er liest lange an den wenigen Zeilen. Sie lauten: „Adam Wernau, ich weiß, Du bist ein Mann der Wissenschaft und des Friedens, und hattest von jeher blos ein trauriges Lächeln für all die Thorheiten, für welche wir oft unsere Existenz einsetzen. Aber Du bist auch mein Freund, der einzige Freund, den ich auf der Welt besitze und wenn der Tod etwas Ernstes ist, so bleibt er auch ernst, wenn seine Motive klein sind. Doch Du liebtest ja Therese auch, Du wirst es daher nicht kleinlich finden, wenn ich einen rücksichtslosen Wüstling bestrafen will, der sie beleidigt hat. In drei Tagen schlage ich mich mit ihm auf Leben und Tod.

Ich wünsche, daß Du an meiner Seite bist und Theresen beistehst, wenn ich falle. Richard Rembold."

Der Professor hatte den Brief schon längst zu Ende gelesen. Sein Auge starrte noch immer darauf. Die Morgensonne war höher gestiegen und beschien nur mehr einen Theil des Fußbodens — der Kopf des Professors befand sich im Schatten.

Es mag auch zum Theil dieser Schatten sein, der uns des Professors Gesicht so erschrecklich bleich erscheinen läßt.

Aus dem Briefe des Freundes steigt eine ganze Welt der Erinnerung für ihn herauf. Er dachte an das Maifest im Garten des Justizraths. Er hatte am Morgen jenes Abends bei der Justizräthin Besuch gemacht und die freundliche Frau hatte gutmüthig gespottet über das ernste Aussehen des sechsundzwanzigjährigen Gelehrten und ihn zu ihrer Abendgesellschaft von lauter jungen Leutchen eingeladen, „damit er wieder lächeln lerne."

Er hatte dort Pfänderspiele und alle mögliche andere Kurzweil mitmachen müssen und hatte sich so hölzern als möglich dabei benommen. Er hatte endlich dem Gefühl der Lächerlichkeit zu entgehen gesucht, indem er sich zur Justizräthin in die Laube setzte mit der Entschuldigung: „Er sei zu alt für derlei."

Da war nun die Frau Justizräthin sehr ernst geworden und hatte ihm tüchtig die Leviten gelesen; daß er nicht älter sei, als die übrigen Herren der Gesellschaft, welche fast alle schon eine ernste Laufbahn im praktischen Leben angetreten hatten und sich dennoch ganz unbefangen an der Freude Aller betheiligten. Nicht darin bestehe die echte Weisheit, daß man sich hochmüthig vom Leben absondere, sondern daß man sich die Freude am Leben so lang und unverkümmert

als möglich erhalte — durch die Harmonie aller Triebe des Körpers und Geistes . . . .

In dieser Auseinandersetzung war die kluge Frau unterbrochen worden durch ihre Tochter Therese, welche ihren entflohenen Professor suchte. Er mußte mit ihr kommen, er mochte wollen oder nicht. Und hatte er sich denn eigentlich zurückgezogen, weil er zu stolz und ernst war für derlei kindische Spiele oder vielleicht deshalb, weil er immer fürchtete, sich linkisch zu benehmen und weil ihm das in Theresens Gegenwart sehr unangenehm gewesen wäre . . . .

Als er mit Theresen die gutmüthig lächelnde Justizräthin verlassen hatte, verwickelte ihn Therese in ein sehr ernstes Gespräch; der Professor hielt den Athem an und vermeinte einen wahren Schatz von Gemüth und Verstand entdeckt zu haben, der ihm noch wunderbarer erschien, da ihm nicht die Routine und Technologie einer wissenschaftlichen Bildung zum klaren Ausdruck verhalf.

Es war auch an jenem Abend dunkel geworden. Durch die Gänge des Gartens schimmerten bunte Lampions gleich glühenden Riesenfrüchten und der Mond ging auf — aber er hatte nur eine Stelle, wo seine Strahlen ungehindert durchdringen konnten — den Springbrunnen. Auf den strahlte er aber auch leuchtend herunter, daß er aussah, wie eine Säule flüssigen Silbers und die Kieswege rings um den Springbrunnen glänzten wie Elfenbein.

Und Therese blieb am Springbrunnen stehen und schaute ganz sehnsüchtig hinauf zur vollen Mondscheibe. Therese seufzte . . .

Der Professor hielt wonneschauernd ihren Arm in dem seinigen, die Brust war ihm so voll, als hätte sie den Werdensdrang der Schöpfung zu umspannen.

„O Therese!“ preßte er mühsam heraus. Da ertönte heiteres Lachen hinter ihnen.

„Wie gefällt ihnen die neue Mode der Volant's?“ fragte Therese sehr laut.

Der Professor stotterte halb verlegen, halb beleidigt, daß er davon nicht das Geringste verstehe und empfahl sich.

Ein Weib, das so viel Geistesgegenwart hatte auf Kosten ihres Herzens — konnte er nie sein nennen.

Und doch konnte er nur an Therese denken. Er hatte zu viel Selbstkritik, um seinen Zustand nicht sich selber zu zergliedern. Dieses Weib würde dich unaussprechlich unglücklich machen, sagte er sich, sie würde dich wohl Momente lang in alle Himmel zaubern, aber unzähligemal rauh und rücksichtslos daraus herabschleudern. Auch du könntest ihr nicht genügen. Einzelne deiner Eigenschaften imponiren, sind ihr sympathisch, sie lehnt ihren Geist an dein größeres Wissen, aber was sie noch mehr braucht als Tiefe, ist Vielseitigkeit, es würde tausend Dinge geben, die sie interessiren und von denen du nichts weißt und wissen willst. Das würde sie zuletzt langweilen. Und trotz all' dieser Raisonnements dachte er doch an nichts anderes, als an Justizraths Therese. Ja, er hatte sich schließlich selber in Verdacht, daß er blos deshalb sich so oft erzähle, daß sie nicht seine Frau werden dürfe, um nur überhaupt mit sich selber von ihr reden zu können.

Er brachte den Gedanken an sie nicht los und das ärgerte ihn. Er wollte nicht mehr zu Justizraths gehen, er schwor es sich selber und wenn eine Einladung kam, redete er sich vor, er habe nicht das Recht, die freundlichen Leute vor den Kopf zu stoßen, er mache sich dadurch lächerlich. Er ging also hin und kam unglücklicher zurück, denn je.

„Wenn sie nur heirathen würde!“ seufzte er damals

oft, aber ehe er den Wunsch noch ganz gedacht, erschrak er darüber schon auf's Tiefste.

Er wurde unartig gegen Therese; sie war erstaunt, aber rächte sich durch vollendeten Takt. Da traf er eines Abends in des Justizraths Garten einen Schulgenossen in der Person des Lieutenant Richard Rembold.

Richard war, was man einen schönen jungen Mann nennt, mit einer zierlichen mittelgroßen Gestalt und weichen Zügen, deren fast weibliche Zartheit durch die Schwärze seines Haares und Bartes etwas ausgeglichen wurde.

Richard war eine warme, manchmal etwas träumerische Natur und äußerte lebhaft seine Freude darüber, den lieben Schulgenossen wiederzusehen.

Adam Wernau's erstes Gefühl war das der Eifersucht, als er zu bemerken glaubte, daß die Blicke Theresen's mit lebhaftem Interesse auf dem schönen Offizier ruhten.

Das erste Gefühl gehörte also doch dem Herzen an. Da kam der Verstand. Das wäre ein Mann für Theresen; heirathet sie ihn, so wirst du dich schließlich darein finden; du bist dann diese lästige Krankheit los und kommst nicht mehr in Gefahr, sie und dich unglücklich zu machen.

Je mehr er darüber nachdachte, desto mehr gefiel ihm seine Idee. Er nahm sich ordentlich davor in Acht, Theresen anzusehen, damit sie ihn nicht wieder in seinen Heirathsplänen irre mache.

Als er mit Richard Rembold nach Hause ging, fragte er ihn, wie ihm Fräulein Therese gefalle.

„Ein herrliches Mädchen!" rief der Lieutenant feurig.

Adam Wernau bezwang die Eifersucht, die ihm siedend durch alle Adern quoll und sagte ruhig: „So wie ich euch beurtheile, wäre das eine Frau für dich."

„Wenn sie mich lieben könnte, o ja!" seufzte der Lieutenant.

„Daß sie sich für dich interessirt, habe ich bereits gesehen!" antwortete Adam Wernau.

„Hast du?" rief der Lieutenant überglücklich und ergriff die Hand des jungen Gelehrten.

Adam Wernau machte langsam seine Hand los und sagte nach einer kurzen Pause mit fester Stimme:

„Sie hatte den ganzen Abend nur Blicke für dich. —"

Damit trennten sich die jungen Leute von einander und Adam Wernau besuchte vier Wochen lang das Haus der Justizräthin nicht. Alle Einladungen lehnte er mit der Entschuldigung dringender Studien ab.

Er glaubte die Thorheit ganz besiegt zu haben, da kam eine Einladung von Theresens eigener Hand. Er kannte die Schrift sehr gut, hatte er ja so oft in ihre „selbstabgeschriebenen" Lieder geschaut, welche Therese mit Pianobegleitung sang, wenn er zum „Umblättern" dahinter stand.

In dem Briefe stand, es sei ganz unbegreiflich, was Adam Wernau für ein unartiger und feindseliger Mensch geworden sei und daß er heute Abend kommen müsse.

Auch jenen Brief hatte Adam Wernau wenigstens eine Stunde in der Hand, bis die zierlichen Buchstaben alle in sein Hirn und Herz gekrochen waren und dort alles, was wieder so geordnet gewesen war, zu oberst und zu unterst gekehrt hatten.

Er kleidete sich auf das Sorgfältigste an und ging zu Justizraths.

Therese war sichtbar erfreut durch sein Erscheinen. Sie reichte ihm erröthend die Hand. Er war glückselig. Da knirschte der Sand unter den Füßen eines sich Nähernden. Es war Richard Rembold. Den jungen Gelehrten durch-

zuckte es wie Haß, als er eine gewisse befangene Vertraulichkeit zwischen den beiden Leuten zu bemerken glaubte.

Therese entfernte sich. Die beiden Freunde blieben allein. Adam Wernau schwieg. Er gewann es nicht über sich, die Frage auszusprechen, die ihn so unendlich quälte.

Da begann Richard Rembold: „Glaubst Du, daß mich Therese liebt?"

„Was weiß ich davon!" entgegnete der junge Gelehrte heftig und wandte sich ab, daß ihm der Freund erstaunt nachblickte.

Wernau's Schritte wendeten sich nach dem Springbrunnen.

Da stand Therese und schaute ins Wasser, das bei dem Niederfallen des Strahls Millionen Funken sprühte.

Er trat leise neben sie. Sie wußte, wer ihr nahe sei, ohne daß sie sich nach ihm umzuwenden brauchte.

„Jetzt gestehen Sie mir aufrichtig, warum sie so lange von uns fortgeblieben sind, Herr Wernau!" sagte sie.

„Ich schrieb es Ihnen ja: meine Studien. Ich soll ja Professor werden."

„Das ist's nicht. Lügen Sie nicht, Wernau! Es kleidet Sie nicht gut.

„Nun denn, ich dachte mir, Sie haben Gesellschaft genug, die Sie lieber haben als mich."

Kaum hatte er das gesagt, so ärgerte er sich über seine Plumpheit.

Therese sah noch immer ins Wasser. Nach einer Weile sagte sie:

„Ich glaube mich noch nicht darüber ausgesprochen zu haben, wen ich lieber habe."

Adam Wernau's Herz schlug in wildem Jubel; da trat wieder Richard Rembold zu ihnen.

Er lehnte sich neben Wernau an die eiserne Brüstung des Springbrunnens und sagte leise zu ihm: „Du hast Recht; ich will Theresen selber fragen; ich muß endlich Klarheit darüber haben; diesen Zustand ertrage ich nicht länger. Laß uns allein.“

Jeder Blutstropfen drang Adam Wernau zum Herzen bei dieser Zumuthung, aber der Verstand, der nicht genug zu preisende Verstand siegte. Ist sie meiner werth, dann habe ich nichts zu besorgen, als den Schmerz meines Freundes.

Er sah noch, wie Therese den Kopf emporhob und ihn erstaunt betrachtete. Er glaubte zu sehen, wie ihr Mund sich stolz verzog . . . Er wollte bleiben. Aber hatte er nicht selbst in des Freundes Brust zuerst Hoffnungen erregt, den Stein ins Rollen gebracht, der ihn nun zermalmen konnte?

Das Geringste, was Richard von ihm fordern konnte, war gleiches Recht für beide.

Adam Wernau ging in die Laube der Justizräthin. Die geistreiche Frau sprach viel, von dem er wenig hörte.

Bald kamen auch zuerst Therese, dann Richard. Beide schienen nachdenklich, aber ob die Gründe dazu freudig oder traurig waren, ließ sich nicht errathen.

Adam Wernau war in einer fieberhaften Aufregung. Er suchte sich Theresen zu nähern. Sie vermied ihn. Er suchte in dem Gesicht des Freundes zu lesen — umsonst.

Mit Todesangst im Herzen befand er sich wieder mit dem Freunde auf dem Heimweg.

„Morgen werde ich um Therese anhalten!“ sagte Richard Rembold.

Adam Wernau ergriff wild den Arm des Freundes und keuchte: „Also liebt sie Dich?“

„Es muß wohl sein, da sie mich heirathen will,“ ant-

wortete Richard. „Freilich hatte ich mir dieses Geständniß anders gedacht.“

Adam Wernau blieb stehen, lehnte seinen Kopf an die Mauer eines Hauses und begann convulsivisch zu schluchzen.

Erstaunt betrachtete Richard Rembold eine Weile den Freund, dann sagte er kopfschüttelnd:

„Ich verstehe Dich nicht. Ich verstehe nur so viel, daß Du Therese liebst.“

„Frage mich nicht!“ rief Adam Wernau. „Der Wahnsinn wäre ja nicht Wahnsinn mehr, wenn er sich selbst erklären könnte! Ich segne Dich, wenn Du sie glücklich machst, nur frage nicht. Ich hätte sie nie glücklich machen könne.“ —

Seit jenem Abende hatte Adam Wernau den Freund nicht wieder gesehen. Auch Theresen nicht. Er hatte nur gelesen, daß Richard seine Entlassung aus dem Heere genommen und Theresen geheirathet habe.

Der Brief Richard Rembolds rief alle jene Erinnerungen wieder zu vollem energischen Leben, welche in Adam Wernau's Brust nach und nach zu gleichgiltigen Schatten verblaßt waren.

Und Adam Wernau, der sich seiner Empfindungen ja immer so genau bewußt war, konnte sich auch kein Geheimniß daraus machen, daß jene Schatten sich nur um den einen theuren Namen gruppirten, und daß ihm neben der Gestalt der einstigen Geliebten die Gefahr des Freundes eigentlich Nebensache war.

Was sollte er thun? Bleiben war Verrath — dem Wunsche des Freundes folgen und sie wiedersehen, hieß alle mühsam errungenen Erfolge über sich selbst an einen Augenblick wagen.

Und doch — er mußte nach Wilhelmsbad, wie hätte sie

ihn darum verachtet, wenn er eitel um seiner Ruhe willen den Freund einsam sterben ließ. Und konnte er denn überhaupt noch ruhig in seiner Stube bleiben, während sie ihn erwartete? Er lachte höhnisch auf über sich selbst, da er sich sagen mußte, daß er es nicht könne.

Die Sonne hatte sich gänzlich von dem Fenster des Professors abgewendet, sein Zimmer lag im Schatten des Nachmittags.

Zweimal hatte die Magd bereits gemeldet, daß für den Herrn Professor gedeckt sei, er hörte nicht darauf, er ging, die Hände mit dem Brief auf dem Rücken, hastig im Zimmer auf nnd ab. Seine Wangen glühten, die Adern an seiner Stirn waren deutlich sichtbar, und seine Augen blitzten, wenn er hastig damit umhersah, in fieberhaftem Glanz.

Die Magd erschien zum drittenmal, um zu melden, daß das Essen nicht mehr genießbar sein werde, wenn der Herr Professor sich nicht sogleich zu Tische setze.

„Ich esse nichts," sagte der Professor und sah nach der Uhr. „Packen Sie mir einige Wäsche und eine schwarze Kleidung in meinen Koffer und senden Sie Jacob damit nach der Bahn. Mit dem nächsten Frankfurter Zuge werde ich abreisen."

Die Magd stand mit offenem Munde da. An solche rasche Entschlüsse war sie offenbar während ihrer vierjährigen Dienstzeit bei Professor Wernau nicht gewöhnt worden.

„Werden der Herr Professor lange wegbleiben?" wagte sie schüchtern zu fragen.

Adam Wernau hatte seinen Weg durchs Zimmer sogleich wieder fortgesetzt, nachdem er jene paar Worte gesprochen.

„Ich weiß es nicht!" sagte er kurz und heftig.

„Und wohin soll man die Briefe nachsenden?" fuhr die beharrliche Dienerin kopfschüttelnd fort, denn bis jetzt hatte

Professor Wernau immer alles bis ins Kleinste angeordnet, bevor er eine Erholungs- oder Geschäftsreise antrat.

Der Professor blieb stehen und schaute der Magd erstaunt ins Gesicht, als ob das eine sehr ungewöhnliche oder dreiste Frage sei. Doch gleich darauf antwortete er verwirrt und leise, als müsse schon der Name des Orts sein Geheimniß verrathen: „Nach Wilhelmsbad bei Hanau.“

* * *

Der erste Eindruck, den Wilhelmsbad auf den Fremden macht, ist, wenn auch ein schöner, doch kein heiterer. Riesige Bäume umgeben das verhältnißmäßig unansehnliche Kurhaus und sorgen für jenen beständigen überreichen Schatten, der selbst in der drückendsten Sommerhitze ein fröstelndes Gefühl hervorbringt. Nur der oberere Theil des Kurhauses war von der Sonne beschienen, als der Professor davor anlangte, der untere lag in Schatten. Die festgeschlossenen Jalousien der oberen Hälfte gaben dem Hause etwas Todtes, Trostloses.

Es war Essenszeit, und nur ein paar hessische Officiere belustigten sich auf dem reinlichen Kiegsplatze damit, einen Windhund das Stockspringen zu lehren. Das Thier verstand das falsch und jagte, statt ihrem Wunsche nachzukommen, in großen Sätzen und laut bellend um die Gruppe herum, die mit lautem Lachen und erneutem Locken antwortete.

Adam Wernau ging, von dem Windhund ebenfalls mit lautem Bellen begrüßt, vorbei und bat einen Bediensteten des Hauses, der unter der Thüre der Unterhandlung der Officiere zuschaute, ihn dem Herrn Rentier Richard Rembold zu melden.

„Vielleicht hat er sich auch als Officier außer Dienst in die Fremdenliste gezeichnet,“ fügte der Professor bei, als ihn

der Kellner fragend anstarrte, als könne er sich bei der Masse von Kurgästen nicht auf einen einzelnen Namen besinnen und sei vorerst noch zu faul, auf der Tafel nachzusehen.

„Ah! Ist der Herr Officier nicht mit einer sehr schönen Dame hier?“ sagte der Ganymed mit einem Lächeln, das Adam Wernau das Blut in die Fingerspitzen trieb.

„Mit seiner Gattin, ja — doch thun Sie, was ich befohlen!“ rief er.

„Ich weiß nicht, ob die Herrschaften nicht noch bei Tafel sind; ich bin blos Zimmerkellner!“ sagte der Aufwärter verletzt.

„So sehen Sie nach, oder . . . . !“ rief der Professor und stampfte so wüthend auf den Boden, daß sich der Kellner mit einem scheuen Seitenblick schleunigst entfernte.

Sonst hatte der Professor dergleichen kleine Unannehmlichkeiten immer mit einem gewissen Humor aufgefaßt und das Gleichgewicht seiner Seele war dadurch gewöhnlich nur angenehm gestört worden.

Nach Verlauf einiger Minuten wurde er nach dem Zimmer Richard Rembold's geführt.

Dieser saß in nachlässiger Kleidung auf einem Sopha und wurde durch die Meldung des Kellners, dem der Professor auf dem Fuße folgte, sichtlich überrascht.

Er stand langsam auf und ging auf den Freund zu. Adam Wernau betrachtete voll Mitleid die eingefallenen Züge des Freundes. Ein wohl mehrere Tage nicht entfernter Bart erhöhte die schreckliche Blässe des einst so hübschen Gesichts, und seine Kleidung und Wäsche sah aus, als hätte er sie die Nacht über nicht vom Leibe gebracht.

„Du kommst?“ fragte Rembold erstaunt, als der Kellner sich entfernt hatte, und stieß die dargebotene Hand des Freundes rauh zurück. „Hast Du die Depesche nicht erhalten,

worin ich Dir sagte, ich wollte Dich nicht sehen, bis ich ruhiger geworden sei? Dann erst wollten wir miteinander Abrechnung halten!"

Erstaunen und Entrüstung überwogen in Professor Wernau jedes andere Gefühl.

„Ich habe keine andere Nachricht erhalten als Deinen Brief, welcher mich beschwor, sogleich hierherzukommen. Ich setzte mich sofort auf die Bahn und bin nun zwölf Stunden unterwegs. Hätte ich diesen Empfang vorausgesehen, ich würde mich allerdings weniger beeilt haben."

Der einstige Lieutenant sah dem Freunde mit dem Ausdruck des verächtlichsten Hasses ins Gesicht. „Du kamst blos Theresen's halber, Deiner einstigen Geliebten wegen, um sie vielleicht jetzt zu Deiner Frau zu machen, wenn sie durch meinen Tod reich geworden wäre. O ich kenne Dich jetzt! O wie konnte ich so blind sein an jenem Abende, als Dein Gefühl einmal Herr wurde über Deinen Eigennutz . . ."

Rembold ergriff einen Stuhl und rüttelte ihn vor Aufregung.

Adam Wernau sah dem Freund mit weitgeöffneten Augen ins Gesicht.

„Richard, bist Du toll?"

Reinbold warf sich heftig in das Sopha zurück und verbarg sein Haupt in die schwellenden Polster.

„Ich wollte, ich wäre es," stöhnte er. „Dieser Rest von Vernunft ist eine Marter. O warum hast Du mir an jenem Abende, als ich Dich fragte, ob Therese mich liebe, nicht gesagt, daß sie Dich, Dich ganz allein im Herzen trage, daß Du sie aber nicht heirathen wolltest, weil ihr beide kein Vermögen habt. Ich hätte Dich gesegnet für diese Aufrichtigkeit, ich hätte euch Alles geschenkt, was ich besitze. O wie konntest Du mich für so niedrig halten, daß mir schon der

materielle Besitz eines Weibes genüge. O es ist schändlich! Vier Jahre lebe ich mit dieser Frau, und vier Jahre lang war sie mir nichts, als die Metze, die um den Lohn, meine Frau zu heißen, meine Umarmungen duldet und dabei den Namen eines Anderen lispelt."

„Schweig!" rief nun der Professor mit so heller Stimme, daß selbst Rembold überrascht aufsah. „So lange Du nur mich mit Deinen wahnwitzigen Beschuldigungen angriffst, konnte ich es dulden, wenn Du aber Dein Weib und Dein eigenes Ehebett mit schmutzigen Redensarten besudelst, Knabe . . . ."

Richard Rembold hatte sich bald aufgerichtet und stützte sich auf die eine Faust, die sich tief in die Kissen des Sophas drückte. Mit höhnischer Freude im blassen Gesichte sah er den Zorn des Jugendfreundes.

„Hoho!" lachte er, als dieser in seiner Drohung innehielt. „Hoho! das packt, wenn man die Herzgeliebte angreift. Aber . . ." bei diesen Worten richtete er sich völlig auf und trat auf Wernau zu, der wie ein zürnender Apoll mit geballten Fäusten vor ihm stand — „aber, ich wette, Du, der Du mit einem Lächeln im Gesicht den Freund verrathen konntest, hast doch noch Ehre genug im Leibe, daß Du eine Dirne verachtest."

Richard Rembold erhob sich langsam und ging in das Nebenzimmer, ohne den sprachlosen Professor nur mehr eines Blickes zu würden; er schloß heftig die Thüre.

Wernau blieb einen Moment stehen, um seine Gedanken zum Stillstand zu bringen, die sich in schwindelnder Eile in seinem Kopfe drehten und wollte dann das Zimmer verlassen.

Da öffnete sich die andere Thüre und heraus trat eine hohe schwarzgekleidete Frauengestalt, welche ruhig und ohne

Ueberraschung auf den Professor zuging und ihm die Hand reichte, als habe sie ihn längst erwartet.

Auch sie war verändert. Eine fieberhafte Röthe lag auf ihren eingefallenen Wangen, die Hand, welche sie dem Professor reichte, hatte ein nervöses Zittern.

Seltsam damit contrastirte die sorgfältige Kleidung und die Lockenfrisur der Dame, welche bei aller Einfachheit eine gewisse Koketterie bewiesen.

Trotz des eben Vorhergegangenen machte die Erscheinung Thereseus auf den Professor einen tiefen Eindruck. Seine Augen wurden feucht, als er diese bleiche Hand in der seinigen hielt, in dieses Gesicht schaute, wo Verzweiflung vergeblich die Schönheit und den Wunsch zu gefallen zu vernichten gesucht und nichts erreicht hatte, als eine Vermehrung des unbeschreiblichen Liebreizes, der ihm vor vier Jahren so viele schlaflose Nächte bereitet.

Die Augen hatten, trotzdem sie tiefer lagen, als früher, einen noch blendenderen Glanz, aber ihr Ausdruck war manchmal unstät und jener Glanz fast unnatürlich.

„Setzen Sie sich, Wernau!“ sagte Therese so ruhig, als empfange sie ihn noch im Garten ihrer Mutter und lägen nicht vier Jahre zwischen heut und damals.

Wernau entsetzte diese Ruhe fast noch mehr, als die unerklärliche Wuth des Freundes.

„Vor Allem beschwöre ich Sie, gnädige Frau, mir Aufklärung zu geben über das seltsame Benehmen Ihres Gatten,“ sagte Adam Wernau, indem er ihr gegenüber Platz nahm und seine Augen vor ihrem brennenden Blick zu Boden schlug.

„Das will ich, Wernau!“ antwortete Therese und mit tiefer Wemuth dachte der Professor an den einstigen Schmelz dieser Stimme. „Ich will mit der Geschichte der letzten

Tage beginnen, denn darin liegt ja auch die Geschichte der letzten Jahre. Ich habe in dieser Zeit viel von meiner Ruhe verloren, ich bin reizbar, heftig, ausgelassen in Freude und Schmerz. Ich weiß es, aber ich kann's nicht ändern. Ich lasse mich oft zu lauten Ausdrücken des Entzückens hinreißen, ich geberde mich lebhaft im Gespräch, ohne daran zu denken, daß das ruhigeren Leuten auffallen, ja zu Mißdeutungen führen kann. Sie wissen, ich beobachtete schon von jeher gerne die Menschen und theilte Ihnen meine Bemerkungen mit. Meine Freundinnen nannten mich deshalb immer die kleine Recensentin. Meine Heirath hatte mir ein gewisses Gefühl von Selbstständigkeit gegeben. Ich that daher meinen Neigungen keinen Zwang an. Oft hörte ich Bemerkungen über mein freies Auftreten und empfand, daß besonders prüde Dämchen mich mit ganz eigenthümlichen Blicken ansahen, aber im Gefühl meiner Würde lachte ich stets darüber, denn die Leute, die ich wirklich hochschätzte, verstanden mich stets und was lag an den Andern!

„Hier in Wilhelmsbad wohnte auch ein Franzose, der mich fast überall verfolgte und durch sein immerwährendes Anstarren mir oft sehr lästig fiel. Richard behauptete, ich hätte dieses Benehmen selbst herausgefordert durch das Interesse, mit dem ich den Marquis betrachtete, als mir gesagt worden, daß er jedes Jahr Wilhelmsbad besuche und fast immer ein Duell oder sonst einen Scandal habe. Vorgestern nun war großes Concert im Kurgarten und durch ein liebliches Spiel des Zufalls wurden von der Militaircapelle fast alle meine Lieblingsstücke vorgetragen, die Sie ja kennen. Ich war in heiterster Stimmung und ausgelassener als je. Richard mußte selbst mitlachen über meine drolligen Einfälle. Da fühlte ich plötzlich, wie mir etwas von rückwärts in die Hand gesteckt wurde. Ich machte eine Bewegung der Ueber-

raschung und wandte mich um. Hinter mir stand der Marquis, der mich mit seinem verbindlichsten Lächeln grüßte. Ich sah, wie Richard sich rasch bückte, ein Billet von der Erde hob und einen Blick darauf warf. Dann ließ er meinen Arm los, stürzte sich auf den Marquis und versetzte ihm einen Faustschlag in's Gesicht, daß er taumelte. Eine Menge Menschen war sogleich um uns versammelt und trennte die beiden. Das Billet hatte die Einladung zu einem Rendezvous enthalten. Es war selbstverständlich, daß der Marquis sogleich an Richard eine Forderung schickte, die Richard auch annahm. Die Forderung war eine sehr scharfe, sie sollten auf fünf Schritt Entfernung auf einander schießen."

Therese bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, als wolle sie das schreckliche Bild von sich ferne halten.

„So standen die Sachen," fuhr sie nach einer Weile fort, als Richard jenen Brief an Sie schrieb. „Ich war in Verzweiflung, ich starb tausend Tode und es kann Ihnen darum nicht auffallen, daß der Schmerz keine Macht mehr über mein Herz hat. Ich sah Richard bereits todt auf dem Boden liegen mit durchschossener Brust und klagte mich als seine Mörderin an. Endlich kam ich zu einem Entschluß... Ich gab dem Marquis das verlangte Rendezvous . . ."

„Therese!" rief Adam Wernau erschreckt.

Die junge Frau blickte fast mitleidig auf ihn. „So sind die Männer! Nichts als eure hohlen pedantischen Ehrenbegriffe kennt ihr und verliert darüber selbst die Vorstellung von Leben und Tod und habt kein Gefühl mehr für Herzen, die verbluten. Ich begreife Ihr Erstaunen, Wernau . . . . aber nicht wahr, Sie hätten mich nicht eine Dirne genannt, wenn ich es für Sie gethan, wenn ich, um Sie am Leben zu erhalten, selbst meine Ehre gewagt hätte . . . ."

Therese hatte ihn bei der Hand ergriffen und er fühlte wie ein paar heiße Thränen darauffielen. Er wagte nicht sie anzublicken.

Leise und gebrochen fuhr die schöne Frau fort:

„Ich beschwor den Marquis auf den Knien, abzureisen und das Duell zu vermeiden. Er gab mir sein Ehrenwort, das zu thun, wenn ich ihm das Versprechen gebe, meinen Mann von meinem Schritte zu unterrichten. In diesem Augenblicke hätte ich Alles versprochen und gethan. Der Schurke lächelte, als ich es versprach. O er wußte wohl, was er verlangte.

„Es wird mir schwer, Ihnen mehr zu erzählen, Wernau," fuhr Therese mit leisem Weinen fort. „Als ich Richard seine Rettung mittheilte, fragte er mich, ob ich, wenn der Marquis unedel genug gewesen wäre, den Bruch meiner ehelichen Treue von mir zu fordern, auch diese für sein Leben geopfert hätte .... Ich sagte: Ja. Da beschimpfte mich Richard auf das Empörendste, und .... doch Sie müssen ja Alles wissen, Wernau, denn er hat mich ja auch bei Ihnen angeklagt, und schlug mich."

Adam Wernau sprang auf. Auf seinem Gesichte stand ein furchtbarer Entschluß zu lesen. Therese sah auf ihn mit Schrecken und wilder Freude und drückte ihn auf seinen Stuhl nieder.

„Bleiben Sie, Wernau, ich bin gerächt! Ich sagte ihm, daß, wenn ich ihn wirklich geliebt hätte, ich mit ihm gestorben, aber ihm treu geblieben wäre. Mein Schritt sei weniger aus Liebe geschehen, denn aus Gewissensbissen, weil ich ihn nie geliebt. Ich sagte ihm, daß ich ihm aus Trotz meine Hand gereicht, weil ich mich von dem Manne, den ich liebte, aus Eigennutz verschmäht glaubte. Adam — Sie liebte ich noch, als ich Sie selbst für schlecht hielt. Seit ich

weiß, daß Richard ein selbstsüchtiger, ungerechter Knabe ist, dessen Energie sogar aus Excessen von Schwäche besteht, der sein Weib schlägt, weil sie seinetwegen nicht ihre Treue, sondern seine Eitelkeit verletzt hat, ist er für mich todt. Jetzt darf es auch alle Welt wissen, daß ich mein Leben lang blos einen Mann im Herzen getragen habe — Adam Wernau."

Therese, die sich bei den letzten Worten begeistert erhoben hatte, sank wieder in ihren Stuhl zurück.

„Jetzt macht mit mir, was ihr wollt!" sagte sie tonlos.

Adam Wernau schwieg lange und schaute vor sich nieder. Dann hob er den Blick und ließ ihn langsam über die reizende weibliche Gestalt gleiten, welche in sich selbst zusammengesunken vor ihm im Fauteuil ruhte. Ihr Kopf hing nach vorn, und ihre schwarzen Locken ringelten sich um ihren chneeweißen Hals. Die zitternden Hände hielt sie auf dem Schooße gefaltet.

Adam Wernau stand auf. Er fühlte, wie sein Puls rascher schlug, sein Athem kürzer ward und sein Blick in seliger Trunkenheit an der Gestalt Theresens haftete.

„Therese!" begann er mit einer gewaltsamen Anstrengung, „Richard hat schwer gegen Sie gefrevelt, aber er ist Ihr Mann und Sie haben ihn, wenn auch aus Aufopferung, darin am tiefsten verletzt, was jedem echten Mann das Heiligste sein muß."

Therese schnellte wieder von ihrem Stuhl auf.

„Nein! Ich bin nicht mehr sein Weib! Er selbst hat das Band zerrissen, als er mich eine Dirne hieß. Mögen Sie immerhin die Seele zum zweiten Male verstoßen, die Sie doch am meisten liebt auf der Welt, so werde ich meinen Weg allein durch den Rest meines Lebens wandern. Gehen Sie, Wernau. In einer Stunde können Sie mich

bei dem griechischen Tempel treffen, der am Eingang des Kurgartens steht, wenn Sie mich treffen wollen. Sehe ich Sie dort nicht, so werde ich allein in meine Heimath zu meiner alten Mutter zurückkehren, welche für die Dirne vielleicht noch ein Plätzchen hat."

Sie wandte sich zum Gehen.

„Therese!" murmelte Wernau, seiner nicht mächtig.

Kaum hatte sie ihren Namen gehört, als sie sich mit einem wilden Jubelgeschrei ihm an die Brust warf.

„Wernau! Ich gehörte nie Jemand anderem, als Dir! Alles Uebrige war ein böser Traum!"

Die Thüre zur Linken öffnete sich und Richard Rembold erschien darunter. Mit einer todtenähnlichen Ruhe betrachtete er sein Weib und seinen Freund, die sich umschlungen hielten.

„Auch ich werde in einer Stunde bei dem griechischen Tempel sein," sagte er mit einer Stimme, die hohl und unheimlich klang, als komme sie aus einer Brust ohne Lungen. „Dort wird sich dann entscheiden, wessen Weib sie ist."

Therese wandte sich langsam um.

„Warum das?" fragte sie und löste ihre Hand von der Schulter Adam Wernau's. „Was kann Dir an dem Besitz einer Dirne liegen!"

„Du liebtest ja Adam Wernau auch, als Du schon wußtest, daß er ein Schurke sei — ich liebe Dich auch als Dirne."

„Spare Deine Beleidigungen, Rembold — ich weiß, was ich zu thun habe. Halten Sie es für räthlich, Therese, hier zu bleiben?" sagte Wernau.

Rembold schaute stumm und starr auf seine Frau. Therese antwortete:

„Seien Sie unbesorgt für mich, Wernau, er wird meine

Schwelle nicht überschreiten, weil ich geschworen habe, mich zu tödten, wenn er es wagt."

* * *

Adam Wernau ging langsam vor dem hölzernen Göttertempel auf und ab, welcher den Eingang des Kurparks bildete. Die Sonne stand dem Untergang nahe groß und feurig am Horizont und schimmerte zwischen den gewaltigen Stämmen durch und warf lange Lichtstreifen auf den Tempel und den Rasen rings umher.

Der Professor befand sich in einer Stimmung, in welcher ihm das Bizarrste nicht die geringste Aufmerksamkeit abgenöthigt hätte. Er setzte sich auf eine Bank und betrachtete gleichgültig die weißbemalten Holzsäulen des Tempels und die sonderbaren Centaurengestalten der Giebelfelder.

Therese liebte ihn, hatte ihn immer geliebt, selbst als sie ihn für niedrig denkend hielt — das war der Gedanke, der immer wieder mit bebender Gluth durch das Kaleidoskop seiner Vorstellungen leuchtete. Therese liebte ihn, Therese war unglücklich, ein roher schwacher Knabe hatte sie mißhandelt, sie rief zu ihm nach Hülfe . . .

Der Verstand schauderte scheu zurück vor diesem Dogma der Leidenschaft, das ihn zugleich selig machte und vernichtete. Denn was wollte er thun? den Freund tödten? dann war Therese verloren für ihn, denn sie konnte unmöglich über der Leiche des Ermordeten sich an die Brust des Mörders werfen. Sich das Leben nehmen lassen? Es schien dem Professor das Natürlichste. Aber was wurde dann aus Theresen?

Den Professor packte eine furchtbare Angst . . . .

Da sah er durch die Bäume eine schwarzgekleidete Frau, welche rasch auf ihn zukam. Es war Therese. Ihr Kleid blieb am Gestrüpp hängen und zerriß, als sie vorwärts eilte,

sie achtete nicht darauf, ihre Locken flogen verwirrt hinter ihr, ihr Athem war kurz und schnell, auf ihrem schönen Gesicht standen große Schweißperlen und doch war es blaß wie das einer Leiche. Ohne Rücksicht auf den gebahnten Weg kam Therese auf den Professor zu.

Jetzt standen sie sich gegenüber. Keines öffnete die Arme.

„Wernau!" sagte Therese dumpf und hohl, eben jetzt läßt sich Richard Rembold für die Ehre seiner Gattin tödten. Rette ihn."

Der Professor hatte selbst die Kraft zur Frage verloren. Mit weit offenen Augen starrte er der Geliebten in's Gesicht.

„Kaum hattest Du uns verlassen," fuhr Therese hastig fort, „als der Diener des Marquis St. Ambreuil kam und Richard einen Brief brachte. Richard lächelte, als er ihn las, aber dieses Lächeln war entsetzlich. Dann sagte er: Madame, es ist bereits so weit gekommen mit uns, daß der Mann sich zu Ihrem Vertheidiger gegen meine Rohheit aufwirft, der Ihnen wie einem öffentlichen Frauenzimmer seine Adresse in die Hand drückte. Unzweifelhaft hat er uns durch die Dienerschaft des Hauses bespioniren lassen. Es ist mir aber auch sehr tröstlich, daß Ihre schmachvolle Einmischung in meine Ehrensache dadurch ohne Erfolg geblieben ist. Der Marquis lädt mich sogar ein, die Sache sogleich abzumachen. Bleibe ich am Leben, so treffen wir uns wie verabredet — beim Tempel."

„Damit ging er, ich hatte weder die Kraft ihm zu folgen, noch zu ihm zu reden. Ich hörte einen Wagen wegfahren und als ich mich zu den Jalousieen hinschleppte, sah ich das Phaeton des Marquis um die Ecke des Kurhauses biegen. Ein Herr in Civil und ein Offizier saßen bei

Richard .... Geh .. geh ... aber jetzt kann er schon todt sein."

„Wohin?" fragte der Professor mit leerem Blick.

Therese schaute ihm mit fast wahnwitziger Verwunderung über diese Frage in's Gesicht.

„Dorthin," sagte sie, indem sie nach Osten zeigte, „geh, geh! Es hieße Gott beleidigen, wenn Du annehmen solltest, daß er Dich irre führt. Geh, Du wirst, Du mußt sie finden."

Der Professor ging auf's Gradewohl mitten durch die Bäume. Die Dämmerung war eingetreten und die Bäume schienen als gespenstliche Gestalten mit ihm zu wandeln und ihn zu verwirren. Eine schreckliche Angst ergriff ihn, er fing an zu laufen. Da begannen die Bäume ebenfalls mit ihm in die Wette zu laufen und ihm höhnisch den Weg zu versperren; mit ihren langen Aesten griffen sie herunter und zerrten an seinen Kleidern und schlugen ihm in's Gesicht.

Der Professor schlug mit den Fäusten um sich und rannte schneller. Er glaubte Schüsse und den Todesschrei des Freundes zu hören. Aber die boshaften Bäume stellten sich ihm dichter denn je in den Weg. Er prallte daran an, daß ihm das Blut von Gesicht und Händen troff. Aber hinter sich hörte er den Ruf Theresens: „Rette ihn! Rette ihn!"

Endlich war er im Freien. Er stand vor dem Kurhause. Die gespenstischen Bäume hatten ihn also wirklich im Kreise herumgeführt. Aber das Kurhaus stand nicht still, sondern drehte sich ebenfalls. Auch die vielen geputzten Leute, die davor auf und abgingen.

Eben fuhr ein Wagen vor. Er fuhr sehr langsam. Der Professor hatte das Phaeton des Marquis nie gesehen,

aber er wußte ganz genau, daß es dieses sei. Er stürzte darauf zu. In der Ecke saß ein sehr bleicher Mann mit geschlossenen Augen. Ein dicker Herr mit großen Vatermördern und einer goldenen Brille saß daneben und schneuzte sich.

Eine Masse Leute umringten den Wagen, und einige Frauen schrieen laut.

Der Wagen hielt, und der Herr mit der Brille stieg aus; aber Richard blieb sitzen. Er schlief wohl, weil er die Augen geschlossen hatte.

Da nahmen ihn einige Leute an Armen und Beinen und trugen ihn ins Haus.

Der Wagen fuhr langsam weg. Die Leute sammelten sich in Gruppen und sprachen und gestikulirten sehr heftig.

Aus dem Hause ertönte ein entsetzlicher Schrei: „Todt! Todt!" Es war die Stimme Theresens.

„Todt!" sagten die Leute, die vor dem Kurhause standen; dann hörte der Professor nur mehr ein dumpfes Gemurmel, und die Gegenstände um ihn her lösten sich in einen bunten untergeordneten Farbenknäuel auf. Dann hörte und sah er Nichts mehr.

* * *

Jahre sind seitdem verflossen. Professer Adam Wernau sitzt in seinem Studirzimmer. Es ist Herbst, wie damals, als wir ihn zuerst beobachtet haben und die Sonne dringt wieder herein und kokettirt mit den goldgepreßten Einbänden der Bücher im Schrank und der Wind spielt mit den Haaren des Professors. Aber die Vergoldung der Bücherrücken ist verblaßt und die blonden Haare des Professors sind zur Hälfte grau geworden, obschon er erst fünfunddreißig Jahre zählt.

Wie damals lehnt er sich zurück im Stuhl und setzt

sein Gesicht dem vollen Sonnenlichte aus. Aber dieses Gesicht hat viele Falten und sieht sich an, als wäre es zehn Jahre länger auf der Welt gewesen, als der Professor selber.

Der Professor lächelt, aber die Art, wie sich die Falten seines Gesichts zusammenziehen, hat nichts Heiteres an sich. Auch seufzt er dabei. Warum?!

Die Thür des Zimmers öffnet sich leise und eine Frau in einfacher Hauskleidung tritt herein. Es ist Therese — aber auch sie ist alt geworden, sehr alt. Aber die hübschgemachten Locken trägt sie noch immer. Wir haben sie sogar im Verdacht, daß diese rothen Wangen, die so wenig zu den eingefallenen Augen und den spitzen Schultern passen, keine echten sind.

Wieder versucht der Professor zu lächeln — es ging etwas besser diesmal und streckt der Dame die Hand hin. Der Arm, den Therese um die Schultern ihres Mannes legt, wird durch ein nervöses Zucken leise bewegt.

„Guten Morgen, liebe Frau! die Ungestörtheit meines Schlummers läßt mich annehmen, daß auch Du eine gute Nacht hattest. Deine nervösen Anfälle haben sich nicht wiederholt.“

„Nein, Adam!“ entgegnete die Frau und zog den Kopf des Gatten an ihre Brust und preßte die Wange an sein von Silberfäden durchzogenes Haar. „Nein, Adam! aber diese Träume, diese schrecklichen Träume! Ich bringe das Bild nicht los. Wenn ich nicht wüßte, daß es blos eine Krankheitserscheinung ist, ich würde wirklich glauben, daß die Geister der Todten auf Erden bleiben, um sich an denen zu rächen, die ihnen Leid gethan. Aber mit Willen und Urtheil über einer rein materiellen Wirkung stehen und sie doch nicht hindern können, wissen, daß man die Gaukeleien

des eigenen Hirns vor sich hat, und doch davor erschrecken müssen — das ist entsetzlich.“

Der Professor ließ das Haupt auf die Brust sinken und starrte auf die Papiere, die zum Theil beschrieben vor lagen.

„Es liegt etwas Wahres in dem, was Du sagst, Therese. Wie oft erzähle ich mir, daß Richard zu einseitig organisirt war, um je glücklich werden zu können, daß alle Wesen, die an ihn gekettet waren, von seinem kindischen Trotz unsäglich dulden oder an ihm zu Grunde gehen mußten. Wie oft sage ich mir, daß das Schicksal selbst sichtbar eingegriffen, um die Sünden wieder gut zu machen, die wir in unserer Verblendung an uns selbst begangen. Dann wieder bemühe ich mich, jene vier Jahre und ihr grauses Ende als etwas rein Zufälliges aus meinem Gedächtniß zu streichen. Es ist umsonst. Wenn ich an jenen schrecklichen Tag denke und Alles, was darauf folgte, wenn ich daran denke, wie sie mich, nachdem ich kaum zum Bewußtsein gekommen, an die Leiche des Freundes schleppten und mir glaubten, als ich mich als Mörder anklagte — jene Stunden in der einsamen Zelle, halb verrückt und doch wieder bei vollem Verstande: dann schnürt sich mir Brust und Kehle zusammen und es scheint mir heute noch, als habe ich ihn mit eigener Hand gemordet. Und Du Arme, mußt so oft unter dieser Thorheit leiden. Und was das Thörichtste ist, wenn ich daran denke, daß Richard am Leben und Du sein Weib geblieben wärst, so entsetze ich mich vor dem Gedanken und meine, es sei so ganz gut, wie es gekommen. Und dann wieder, wenn ich mich auf dergleichen Gedanken ertappe, so erscheine ich mir der verworfenste und roheste Egoist und als müßtest auch Du mich heimlich verachten.“

Leise flossen die Thränen über die Wangen der Gattin.

Sie dachte gar nicht daran, daß dieselben allzudeutliche Spuren zurückließen.

„Also ist es mir nicht gegönnt, Dich glücklich zu machen, Adam!“ seufzte sie.

„O ich bin es ja!“ rief dieser und streichelte mit erzwungener Heiterkeit die Hand seiner Gattin. „Das Schlimme ist nur,“ fügte er mit unheimlichem Lachen hinzu, „daß ich manchmal im Zweifel bin, ob wir beide glückselig seien, oder beide unsäglich elend.“

Der Professor stand auf. Therese lehnte sich an seine Brust.

Sie standen zwischen dem Fenster und dem Bücherschrank und die goldgepreßten weisen Männer standen im tiefen Schatten.

Sie verdienen es auch nicht besser — sie allein haben diesen hellen Kopf zum Grübler, dieses frische warme Herz zu einem Objecte des Selbststudiums gemacht, das unter der Lanzette des Verstandes zuckte, bis es unheilbar krank war, und mit seiner Krankheit den Arzt vergiftete. *Sie* haben Adam Wernau zum Professor gemacht.

Die Geschichte einer Rose.

Ein Märchen an der Table d'hôte.

Diese Rose stack in einem großen Bouquet, welches der Wirth, ich weiß nicht zu welcher Feier, uns vor die Nase gestellt hatte. Diese Rose konnte sich erst diesen Morgen halb geöffnet haben und ließ den Reichthum ihrer zarten Blätter erst ahnen. Diese Rose verbreitete einen sehr angenehmen, aber sehr starken Duft. Man sollte glauben, daß auch die anderen Rosen, die sie umgaben, dazu beigetragen haben. Aber sicherlich war es nicht so. Der Duft dieser Rose konnte sich unmöglich mit dem der andern Blumen vermischt haben, die halb verwelkt, halb in der Entwicklung gestört, sie umgaben.

Ich blickte immer auf diese Rose, wenn sich die schwarzen glühenden Augen meiner Nachbarin auf Momente von mir abwandten.

Diese Augen hatten etwas von dem Glanze, mit dem die polirte Kohle die ihr innewohnende Gluth verräth.

Meine Nachbarin war ein sehr hübsches junges Mädchen, schön wurde sie erst, wenn sie die Augen auf Jemanden richtete und dazu lächelte. Bei diesem Lächeln schienen

alle Amoretten, die sich ihr unsichtbar an Gesicht und Hals geschmiegt, in Bewegung zu gerathen und um mich herumzuflattern und zu flüstern; meinen Blick umgab rosenrothe Dämmerung und in meinen Ohren klang die liebliche Musik des Vergessens.

An jener rosenrothen Dämmerung war vielleicht auch mit jene Rose Schuld, nach der sich mein Blick immer wieder wandte.

Aber die glühenden Augen wurde ich nicht los, sie blickten auch aus jener Rose.

Schon einmal hatte ich den Braten mit dem Löffel essen wollen und ein leeres Glas an den Mund geführt — ich beschloß also, die sonderbaren Augen nicht mehr anzublicken.

Aber unglücklicherweise mußte ich meiner Nachbarin ein süßes Compot reichen. Mit abgewandten Blicken hätte ich es ihr jedenfalls auf ihr schönes blaues Kleid gegossen — ich sah also wieder hin und, um die Angen zu vermeiden, nach dem Mund; aber der Mund lächelte, und ich hörte schon wieder das Rauschen der Flügel der kleinen Amoretten. Rasch blickte ich also noch tiefer — aber o weh! fast hätte ich die Schlüssel fallen lassen. Rasch wandte ich mich ab und suchte Rettung bei der Rose, meiner Freundin. Aber was ist mit meiner Rose vorgegangen? Die zarten Blätter wölbten sich so eigenthümlich, und dieses zusammengerollte oberste Blatt sieht aus wie der reizendst geformte Mädchenhals.

Toller Spuk! Ich beschloß, ihm ein Ende zu machen. Der Tod der Geisterwelt ist der Ton der menschlichen Stimme.

„Sie sind hier fremd, mein Fräulein?“ fragte ich und heftete meinen Blick fest auf den Teller Früchte, den ich ihr darbot.

„Ja, mein Herr!" hörte ich. „Wir sind aus dem Süden und kehren wieder dahin zurück!"

Ich schwieg, denn ich wollte die liebliche Stimme, die unser Deutsch so fremdartig aussprach, so recht wonnig in mir nachklingen lassen. Dabei überhörte ich den Kellner, der mir von der andern Seite bereits dreimal Wasser geboten hatte, um mir die Fingerspitzen zu reinigen.

Da ertönte mir gegenüber eine andere weibliche Stimme in fremder Sprache. Ich sah auf. Diese Dame mit den stolzen Zügen und den grauen Locken, die mich so forschend betrachtete, mußte die Mutter meiner Nachbarin sein.

Diese antwortete und wieder vibrirte ihre Stimme durch alle meine Nerven. Dann lachte sie. Dieses Lachen dünkte mich die schönste italienische Musik, die ich je gehört.

Jetzt glaubte ich wieder auf meine Rose blicken zu müssen. Anfangs schien sie auch ganz harmlos und sogar viel von ihrer Frische und von ihrem Glanz verloren zu haben. Ich freute mich darüber. Auch ihr Duft war schwächer. Also hatte ich doch das rechte Mittel gefunden, um den Zauber zu zerstören.

Aber je mehr ich hinsah, desto frischer wurden wieder ihre Farben, desto voller und üppiger entfaltete sie sich, desto einschmeichelnder wurde ihr balsamischer Hauch.

Und unter meinen Blicken öffnete sie sich, und es war mir, als könnte ich in ihr Inneres schauen und erblickte dort ein behagliches deutsches Familienzimmer, die Sonne schien freundlich zum Fenster herein, ein junger Mann lag lesend auf einem Sopha und ein schönes junges Weib mit schwarzen Haaren und Augen beugte sich über ihn und küßte ihn. Und auf dem Teppich, da wo die Sonne die Form des Fensters glänzend auf die Füllhörner und Arabesken desselben

malte, spielte ein goldgelocktes Kind, das sonderbarer Weise ganz schwarze Augen hatte.

Und als ich genauer hinsah, hatte das blonde Kind mit den schwarzen Augen meine Züge, und der junge Mann am Sopha war ich, und das schöne Weib war meine Nachbarin.

In diesem Augenblicke griff eine herrliche Hand, ätherisch und weiß, als habe sie nie etwas anderes berührt als Blumen, über meine Rose weg nach einer kleinen Knospe, welche oberhalb derselben war.

Meine Rose und die kleine Familie wurden dadurch verhüllt — aber dafür sah ich einen herrlichen Arm aus der Hülle von Tüll und Spitzen hervorschlüpfen, und konnte seiner schlanken Rundung folgen, bis zu einem Grübchen, aus dem die Amoretten schaarenweis hervorflatterten.

Ich schloß die Augen. Als ich sie wieder öffnete, war der Arm unter seiner Hülle verschwunden, und nur die weißen Finger sah ich, welche mit der Rose spielten. Ich sah genauer hin, denn ich glaubte, dieselbe sei zum Theil zerpflückt — aber die rosenrothen Blättchen am Ende der weißen Finger waren in der That ihre Nägel.

Möchten Sie mir nicht auch eine Rose geben?

Ich sah nicht auf, ich sah es nicht — aber ich weiß, daß sie süßer lächelte als je und daß ihre Augen leuchteten, daß ich sie nicht hätte ertragen können. Wieder sah ich den Arm entblößt bis zum Ellbogen, wieder verschwand er, und neben meinem Teller lag eine Rose — meine Rose, die mir schon seit einer halben Stunde so unendlich wohl und wehe that.

Ich faßte die Rose und führte sie an die Lippen. Sie sah wieder aus wie eine gewöhnliche Rose, aber ihr Duft war stärker als je.

Die alte Frau drüben sagte ein paar heftige fremde Worte. Die Augen meiner Nachbarin glänzten wie nie.

„Finden Sie nicht, mein Fräulein, daß diese Rose einen ganz eigenthümlichen Geruch hat?"

Ich bot ihr die Rose. Sie nahm und erhob dieselbe lächelnd. Meine Seele, meine Liebe sah ich in diesem Lächeln.

Die Stimme der alten Frau tönte nach verweisender.

Ich weiß nicht gewiß, ob meine Nachbarin die Blume auch an die Lippen führte. Es hatte fast das Aussehen, als ob sie mit derselben plaudere. Jedenfalls stand sie zur Blumenwelt in einer geheimnißvollen Beziehung.

Sie sagte: „Sie haben Recht, mein Herr! Es ist sehr unglücklich, daß auch solche Blume welken muß."

Dabei legte sie die Blume neben mich auf den Tisch.

Ich sah dieselbe mit fast abergläubiger Furcht an. Und doch sah sie wieder ganz aus, wie eine gewöhnliche Rose. Ich führte sie wieder an die Lippen — sie duftete betäubend und ihre Blätter schienen zu schwellen und sich zu runden zu einem lieblichen Mund, der sich heftig an meine Lippen preßte.

Ich weiß nicht mehr, that das die Rose oder that ich's.

Da hörte ich einen Stuhl heftig bewegen und die Stimme der alten Frau: It tuo marito, Rosabella!

Das verstand ich.

Auch meine Nachbarin erhob sich. Neben ihr stand ein großer Mann mit einem langweiligen italienischen Gesicht, der ihr den Arm bot,

Die Dame grüßte mich förmlich und ging.

Neben mir lag die Rose, Sie war welk und hatte ihren Duft verloren.

Rosabella sah ich nicht mehr; aber noch heute glaub' ich, daß jene Rose eine von den Blumen war, von denen man sagt, daß sie von der raschen Liebe junger Herzen leben.

Zwei Schweizernovellen.

I. Der verrückte Nationalrath.

Ich hatte um sieben Uhr Abends in Weggis das Dampfschiff verlassen und stieg den Rigi hinan, oder wie der Volksmund und die neue Schweizerische Etymologie behaupten, „die Rigi".

Ich war noch nicht beim sogenannten Felsenthor angelangt, als ein furchtbares Gewittes losbrach. Der Regen floß in Strömen, der Donner rollte unaufhörlich, blendende Blitze folgten einander Schlag auf Schlag und beleuchteten dämonisch die unter mir liegenden Felsen und zackigen Tannen.

Ein ebenfalls Aufwärtsstrebender gesellte sich zu mir und sprach einige Worte, dann verließ er mich, weil ich ihm zu langsam stieg. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen, seine Figur selbst nicht beurtheilen, er ging eingehüllt in einen Regenmantel und vorgebeugt, aber die Stimme klang tief und angenehm.

„Ein Hundewetter!" rief ich aus, denn das Unbehagen überwand allmälig die Naturschwärmerei.

„Sagen Sie das nicht," entgegnete mein Begleiter. „Es ist nur der Drang nach Freiheit in der Brust der Natur,

der Siegesjubel der entfesselten Elemente, und wenn auch Manches dabei zu Grunde geht — was liegt daran? Nur was dem Sturm zu stehen vermag, das ist auch werth, daß er's verschone. Hei, wenn eine solche Windsbraut einmal durch die Welt hinführe, es müßte etwas Herrliches sein um dasjenige, was übrig bliebe."

Und damit war er, getreu seinen Anschauungen, ohne Gruß mir vorangeeilt. Ich brauchte wohl noch eine Viertelstunde, um auf dem schlüpfrigen Pfad bis Rigi-Kaltbad zu kommen.

Ich entledigte mich in einem hochgelegenen Zimmer meiner nassen Kleider und sonnte mich mit Behagen in dem Glanz der brillanten Beleuchtung.

Ich sah mir all' die Gesichter an in den glänzenden Sälen, keines paßte zu den wilden Worten und der schönen Stimme, die ich zwischen Blitzgezuck und Donnergebrüll vernommen.

Ich trat hinaus in die Kolonnade. Wenige vermummte Gestalten wandelten trotz des scharfen Westwinds und einzelner Regenschauer, welche er hereintrieb, da herum und betrachteten das herrliche Naturschauspiel.

Hie und da beleuchtete ein greller Blitz diese Gestalten und sie erwiesen sich als plaidumwickelte Engländer oder wachstuchüberzogene Deutsche; Franzosen und Schweizer hatten das Innere des eleganten Hauses aufgesucht.

Am Geländer lehnte bewegungslos eine kräftige Männergestalt. Der schwarze weiche Filzhut lag neben ihm auf dem Boden und der Regenmantel sollte ihm wohl bald folgen, denn er hing nur noch an einer Schulter. Der Wind spielte mit den dunklen Locken des Mannes und der Blitz beleuchtete ein bleiches Gesicht mit vollem dunklen Bart.

Ich stellte mich neben den Mann. Da erklang dieselbe

schöne Stimme, die ich auf dem Weg vernommen, ohne Gruß, ohne Ueberraschung, so ruhig, als ob wir ein begonnenes Gespräch fortzusetzen hätten:

„Und während die Manen der Männer vom Rütli mit den Geistern der Finsterniß im Kampf zu liegen scheinen, während das Echo brüllt, und der Vierwaldstättersee an seinen steinernen Wällen emporklimmt, als wolle er sie umstürzen, währenddem spielt hier, wohin ich regen- und ehrfurchtdurchschauert kam — ein Taschenspieler! Das ganze Heer der Loretten und des goldenen Pöbels hört dem Geschwätz jenes Menschen zu, der sich selbst zum Affen degradirt. Heine hat Recht: Schöne Welt — du bist abscheulich."

„Heine hat das Deutsche Gemüth verdorben!" entgegnete ich. „Und was die Leute da drinnen betrifft, so schwärmt der Eine eben für die Effecte der Electricität in der Luft, der Andere für die Geschwindigkeit von fünf Fingern. Der Eine für das, was außer ihm liegt, der Andere für jenes, was er beherrscht, oder zu beherrschen die Bedingungen in sich trägt."

„Darin liegt's eben!" meinte der Unbekannte, „das ist's eben, was aus den Menschen zwei Gattungen macht. Der Mensch beginnt bei mir erst da, wo der Drang nach dem Unendlichen beginnt, die Selbstgenügsamkeit, die sich blos behaglich die Details des Daseins zurecht legt ohne Sehnsucht, ohne Wunsch — gehört der unbewußten Thierheit und wenn sie noch so geschickt ist."

„Das ist blos eine Spielerei mit Namen," entgegnete ich. „Es ist eben so leicht, jenen aus der eigentlichen sichtbaren Bestimmung des Menschen herausdrängenden Idealismus krank zu heißen. Doch um wieder auf unser Thema

zurückzukommen — Heine ist die Verkörperung dieser Dissonanz."

Ein Schauer schüttelte den Körper des Fremden. Ein neuer Blitz zeigte mir, daß er mit Brust und Armen auf der nassen Brüstung lag.

„Sie werden sich erkälten!" sagte ich.

„Wenn dieser elende Körper nicht soviel auszuhalten vermag, dann soll er zu Grunde gehen," murmelte der Fremde.

Ich schwieg. Was ließ sich darauf antworten? Das Unwetter legte sich allmälig. Der Regen wurde schwächer, die Blitze seltener.

Der Fremde zog seinen Regenmantel auf die Schulter, nahm seinen Hut vom Boden und verschwand, wie er gewohnt schien, ohne Abschied.

Schon zeitig am andern Morgen brach ich auf und ging den Rigigrat entlang gegen die Scheideck.

Wie bewegliche Ruinen aus den Gewittern der Nacht jagten die Wolken am Himmel dahin und hingen in langen zerrissenen Fetzen zu den Thälern nieder. Nur hie und da öffneten sie sich und man sah ein Stück Land, eine Stadt oder einen See von feuchtgoldnem Sonnenschein übergossen.

Ich hielt mich nicht lange auf in Scheideck, sondern stieg den ziemlich halsbrecherischen Weg zur Kuranstalt und Damfbootstation Gersau hinab.

Da kam ich an einem Gepäckträger vorüber, der unter der Last verschiedener Koffer seufzte und von Frauengarderobe fast eingehüllt war. Weiter vorn an einer Biegung der Straße erblickte ich zwei hünenhafte Frauengestalten und einen Mann.

Der Mann mit dem schwarzen Bart und dem Filzhut,

der seinen Tornister leicht auf der einen Schulter trug und den Bergstock mit so viel Grazie nach vorwärts setzte, schien mir bekannt. Ein zweiter Blick überzeugte mich, daß es mein Gesellschafter unter der Kolonnade von Rigi-Kaltbad war.

Ich ging rascher und hatte die Gesellschaft bald erreicht. Der Fremde erkannte mich und grüßte freundlich, aber ohne jede Ueberraschung. Die beiden großen Damen in den kurzen grauen Kleidern betrachteten mich mit ihren frischen Gesichtern und runden Augen neugierig.

Ich erwartete vorgestellt zu werden, aber vergeblich. Mein Bekannter von gestern schien derlei Formalitäten für höchst überflüssig zu halten und fuhr nach einer kurzen Begrüßung fort, die Damen in der Geschichte der einstigen Republick Gersau zu unterrichten, wohin wir bald gelangen müßten. Er war in der Schweizergeschichte sehr bewandert und es schien ihm offenbar Freude zu machen, erzählen zu können, daß ein solches kleines Fleckchen Erde seine Unabhängigkeit bis zur Französischen Revolution bewahren konnte, wo es in der universellen Freiheit unterging.

Die beiden Damen, ihrem Dialekt nach waren es Schweizerinnen aus den nördlichen Kantonen, horchten andächtig zu. Ich aber warf ein, daß Gersau eben schon durch die Natur abgeschlossen und selbstständig gemacht worden sei. Steil erheben sich hinter und neben ihr die Wände des Berges und treten fast senkrecht bis zum See vor. Bis vor Kurzem war es blos zugänglich über den Rigi oder durch Schiffe.

Der Fremde, dessen schönes männliches Gesicht ich erst jetzt mit Muße betrachten konnte, wollte das nicht gelten lassen. Er sagte, der geborne Sklave bleibe immer und überall Knecht und citirte bezüglich dieser Menschenklasse in

beschränkter Anwendung die Worte eines Franzosen: Wenn es blos drei (solche) Menschen auf der Welt gäbe, so würde der Eine dem Andern den Hof machen, dieser ihn dafür mit Fußtritten regaliren und Beide ließen den Dritten für sich arbeiten.

„Jetzt ist es freilich anders geworden in Gersau," fuhr der Fremde fort in seiner Lobrede auf die eingewurzelte Liebe der Schweizer zur Freiheit. „Zwischen den einfachen braunen Holzhütten steigt ein beflaggter Palast empor, eine Kuranstalt, erbaut vom Besitzer Rigi-Scheidecks, woher wir kommen. Auch hier hat die goldene Civilisation die Idylle verdrängt; eine Straße ist den See entlang in den Felsen gehauen und beraubt Gersau seiner glücklichen Abgeschiedenheit, und wo die Macht der Vögte nie hinreichte, da hat der Hotelbesitzer sein Unterjochungswerk begonnen."

Ich entgegnete, daß mir diese von den Hoteliers unterjochte Welt lieber sei, als die von Jean Jacques Rousseau gedachte, und meinem Gefährten in der Wirklichkeit wohl auch. Er lächelte und sagte:

„Sie mögen Recht haben. Man kann sich seiner Umgebung nicht ganz entziehen. Wer will auch entscheiden, was besser sei, oder wie es anders sein könnte, wenn er von der Wucht der Gegenwart und Existenz erdrückt wird, wenn er in den Fesseln dessen liegt, was da ist. Aber sehen Sie dort das Hotel. Geputzte Damen und blasirte Herren stehen an der Veranda und betrachten den Dampfer mit Lorgnetten und daneben schleicht die einheimische Armuth in Lumpen vorbei. Sie werden mir sagen, daß das sehr natürlich und sehr nothwendig sei. Zugegeben. Zugegeben aber auch, daß es abscheulich ist."

Ich schwieg; was sollte man darauf auch antworten, und ich wendete mich an die beiden Touristinnen, welche

während des letzten Theils unserer Unterredung sich von uns entfernt hatten.

Es waren zwei hübsche Frauenzimmer, aber alles war kolossal an ihnen. Selbst ihre Neigungen. So suchten sie mit Vorliebe weiße Disteln, weil es die bei ihnen zu Hause nicht gebe, und hatten ganze Sträuße davon in der Hand. Eben jetzt sangen sie, ganz ungenirt durch unser Gespräch, ihre heimathlichen Lieder und als ich sie fragte, ob ihnen vielleicht meine Gesellschaft lästig sei, entgegnete die Jüngere lachend: „O nein, denn wenn dies der Fall wäre, hätten wir Sie uns schon vom Leibe gehalten."

Ich fragte nun, welchem Umstand ich das Glück ihres Wohlgefallens verdanke und da wurde mir geantwortet:

„Erstens sind Sie noch etwas größer als wir und wir brauchen uns an Ihrer Seite also nicht über unsere Figuren zu schämen, und zweitens sind Sie einer der wenigen Schwaben, welche nicht zu hochmüthig sind, unser „Schwizerdütsch" zu sprechen."

Ich versicherte, daß ich wohl ein Deutscher, aber speciell kein Schwabe sei.

Das sei gleich, ward mir geantwortet, alles überm Bodensee sei schwäbisch. Wer nun etwas mehr oder weniger Schwab sei, das möchten die Schwaben mit einander ausmachen.

Uud bei all der geographischen Unkenntniß hatten sie Elise Polko's „Dichtergrüße", Julius Hammers „Schau in Dich, um Dich und hinter Dich" und Adalbert Stifters „Studien" im Sack.

Sie liebten Geibel und entsetzten sich über Heine. Die Sprache kam auf Religion. Die Jüngere erklärte, nur einmal einen Mann zu heirathen, der sich verpflichte, sie nie

allein in die Kirche zu gehen und das heilige Abendmahl genießen zu lassen.

Ich fragte sie, was der Mann noch sonst für Eigenschaften haben müsse und erhielt die Antwort: Ein gutes Auskommen, häuslichen Sinn und vor Allem müßte sie ihn gerne haben können.

Ich wagte die Vermuthung, daß sie die letztere Bedingung im Ernstfalle doch voran stellen würde und möglicherweise die erste fallen lasse, da sie wohl selber mit Glücksgütern gesegnet ....

„Allerdings," antwortete die Jüngere, „sind wir in ziemlich guten Verhältnissen, — aber einen nothigen Mann nehmen, wär' liederlich. Wissen Sie, wir Schweizer sind eben practische Naturen."

Practisch! Was mit dem Wort für Mißbrauch getrieben wird. Aber sie hatte Recht und lang nachher, als die Rosen meiner Träume entblättert zur Erde sanken, dachte ich an jene weißen Disteln und die großen freundlichen Gesichter mit dem derben Lächeln und seufzte: „Ja, wir Schweizer sind eben practische Naturen."

Ich sah bei dieser Bemerkung nach meinem idealistischen Begleiter, und — er war verschwunden, wahrscheinlich vorausgegangen.

Die Damen, sie waren aus einer kleinen Stadt des Cantons Thurgau, blieben in Gersau, ich bestieg dort wieder das Dampfboot. Meinen Idealisten sah ich in Gersau nicht.

Wir fuhren nach dem gegenüberliegenden nidwaldischen Ufer. Rechts von uns erstreckte sich der See immer düsterer und enger gegen Alpnach zu, links war es freier, da lag das freundliche Brunnen am Gestade, etwas höher, es amphi-

theatralisch überragend, Schwyz. Und hinter Schwyz stiegen in ihrer Mitte von einem weißen Wolkenkranz geziert, zwei riesige gothische Kirchthurmspitzen, die beiden rothen Felsenpyramiden des Mythen, empor.

Vor Beckenriet hielt das Dampfboot einen Augenblick an. Das Gasthaus mit der braunen Holz-Veranda sieht aus, als wäre es aus dem dunkelgrünen Hintergrund des Berges herausgemeißelt, dabei trat die Veranda so nahe an den See und die Landungsbrücke heran, daß ich fast der schönen Unterwaldnerin hätte die Hand reichen können, die sich auf die Brüstung stützte. Eines jener reinen antiken Profile, die erst im Alter von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren so recht zur Geltung kommen, wenn die übrigen gemeinsamen Attribute der Jugend allmälig schwinden. Es mußte die Wirthin oder Aufwärterin sein. Träumend schaute sie herab auf das bunte Gewimmel, eine Nidwaldnerin stieg aus dem Dampfer, ein schrecklich quiekendes Ferkel an einem Bein haltend. Ueber das marmorne Antlitz meiner Römerin in Mieder und Kattunrock glitt ein Lächeln.

Gilt es auch nur einem Ferkel, dies classische Lächeln — dieses auch ist Poesie, denn es ist das Menschenleben! Die Abendsonne mischt mit diesem Lächeln ihre purpurnen Strahlen und vergoldet die Säulen des Mythen und malt rosig die ihn umwallende Wolke. Es wird Abend, ehe wir in Brunnen landen. Den Blick, welcher uns rechts hin nach dem Schauplatz der Tellsage, gegen das Rütli und Flüelen gestattet ist, beschränkt bereits die Dämmerung, doch sehen wir noch einige Theile der Axenstraße und ein paar von ihren sechs Tunnels. „Wie lange geht's noch, lieber Bruder, bis Du zu uns kommst ohne Ruder," sagten die Urner vor Kurzem noch zu den Schwyzern, da Letztere in den wenigsten Fällen geneigt waren, eine tagelange Bergpartie über zwei

gewaltige Bergrücken, Frohnalp und Axenberg, dem Wasserweg vorzuziehen.

Die Axenstraße, die Fortsetzung der Straße Gersau-Brunnen, ist ein Meisterwerk des Straßenbaues und vermittelt jetzt den Verkehr der beiden Cantons-Hauptstädte in zwei und einer halben Stunde. Sie führt bald über schwindelerregende Abgründe, bald an himmelhohen Felswänden hoch über der Tellsplatte weg nach Flüelen. Diese Axenstraße ist auch ein Tellschuß ins Herz des Ultramontanismus.

In diesem Augenblick hörte ich wieder jene Stimme neben mir, welche ich im Sturmgetöse und Donnergebrüll meiner gestrigen Rigibesteigung zuerst vernommen. Es war fast dunkel geworden, aber ich kannte das blasse Gesicht mit vollem schwarzen Bart unter dem dunklen Filzhut. Der Mann mußte, seit er den Dampfer bestiegen hatte, in der Cajüte geblieben sein.

„Schade, daß es schon so finster ist, sonst könnte man von hier aus „das stille Gelände am See" erblicken, wie Ihr nationalster Dichter das Rütli getauft hat."

„Sind Sie nicht Deutscher?"

„Nein, ich bin Schweizer. Doch was ist denn das?" Damit deutete er in die Höhe. Auf den Spitzen des Mythen, der Frohnalp, des Rigi, überhaupt auf allen umliegenden Bergen erschienen glühende Punkte, die aber riesige Feuer sein mußten. „Ah, jetzt erinnere ich mich gelesen zu haben," fuhr er fort, „daß sich heute in Stanz die Sängergesellschaften der Ur-Cantone Rendezvous geben. Schießen und Singen. Ob diese nationalen Leidenschaften die Schweiz retten werden, wenn der große Sturm losgeht? Sehen Sie dort hinüber, dort jenes Feuerzeichen brennt am Rütli. Ich war beim letzten Schützenfest, und da fuhr ich mit der

Bundesversammlung auch hin und hörte, wie ein Schwyzer Kanzleidirector das Reich des ewigen Friedens ankündigte und auf jene „Friedens- und Freiheitsliga“ hinwies, die dann später in Genf eine mißglückte Versammlung hielt und nun in Bern ihr kränkliches Dasein fortführt.“

„Sie scheinen nicht sehr für diese Bestrebungen eingenommen?“ fragte ich.

„Ich hasse die Phrase und meine, die Gutdenkenden in Europa hätten jetzt ernstere Geschäfte, als muthwillig Fiasco zu machen.“

Die Feuerzeichen auf den Bergen lohten immer höher, auch Brunnen, dem wir entgegen plätscherten, hatte seine Lichter angezündet.

Nach einiger Zeit fuhr der Schweizer fort: „Glauben Sie, die Mächtigen der Erde werden ihre „geheiligten Rechte“ durch eine öffentliche Meinung verkümmern, ihre „weltgeschichtliche Sendung“ durch „passiven Widerstand“ aufhalten lassen, daß die Völker nicht mehr auf einander schießen werden, weil ein Congreß ihnen gegenseitige Achtung gepredigt? Es ist etwas Herrliches um die Phrase. Sie kennt eine öffentliche Meinung, von der ich nie einen Laut vernommen, sie hat für den geprügelten Buckel die Tröstung, daß er passiven Widerstand geleistet, sie weiß von einem allgemeinen Entsetzen, das die Welt durchbebt, während ich bei den traurigsten Tragödien der Weltgeschichte nur immer den großen Gamin Publicus gesehen habe, wie er einen frühreifen Cigarrenstummel zwischen den dicken Lippen, das Hemde ungewaschen und die Löcher an den Hosen ungeflickt, mir zugrinste: O wie ich mich amüsire! Aber er könnte sehen, wie andere vor ihren Quälern sich winden und hören, wie sie ihm zurufen: „Wenn wir mit einander wären, wie wir jetzt gegen einander sind, so hörten unsere Leiden auf, so

wäre ewiger Friede. Wohl hört es das große unbeholfene Kind, aber es lacht — lacht — was verlangt der Narr da drüben auch von ihm. Es soll keinen blutigen Spectakel mehr geben in der Welt? Es sollen nicht mehr Tausende nach Sibirien transportirt, es soll kein Demokrat mehr gehängt und kein Kaiser todtgeschossen werden? Er soll das Alles nicht mehr in der Zeitung lesen? Da müßte er sich ja am Ende um seine eigenen Angelegenheiten kümmern, sein Hemde waschen und seine Hosen flicken. Nie und nimmer! Was? Mein Bild gefällt Ihnen nicht? Hätte ich den Griffel des Figaro oder Kladderadatsch, ich wollte Ihnen meinen Gamin zeichnen, wie er ist, wie er die Schlacht bei Königgrätz feiert und die Schilderhäuser verunreinigt oder wie er sich am „Heiligen-Napoleons-Fest“ mit den Polizisten balgt und „vive l'empereur“ dazu schreit. Und die zwei sollen einander plötzlich achten lernen? Bester Herr, — glauben Sie das nicht. Was uns aus dem Sumpfe retten kann ist allein die große Noth, — nun und dann müßten wir dem Friedencongreß ja ohnedies zu Grabe läuten.“

In diesem Augenblicke läutete auch die Dampfschiffsglocke. Wir landeten in Brunnen. Mein Carbonari war verstummt und im Gedränge gewohnheitsgemäß verschwunden.

Was würde aus der Welt, dachte ich, wenn diese an Allem Verzweifelnden sie in ihre Gewalt bekämen? Ich fuhr mit einem bereitstehenden Omnibus nach Schwyz, wo ich übernachten wollte. Ich weiß nicht mehr, wie der Gasthof hieß. Ich hatte mich kaum im Speisaal niedergelassen und ein Abendessen bestellt, als drei junge Herren eintraten, mit den schiefgeschlitzten Augen und breitgequetschten Nasen, wie Drillinge anzusehen, ganz nach neuester Pariser Mode gekleidet nnd mit Cylinderhüten auf dem Kopfe. Ich wußte gar nicht, was ich mir denken sollte, als die drei Herren,

ohne jedoch den Hut abzunehmen, vor mir und dem Kellner tiefe Bücklinge machten, während sie mich doch gar nicht kannten und es doch nobel ist, gegen einen Kellner so grob als möglich zu sein. Dabei fuhren sie öfters nach der linken Brustseite, als wollten sie sich kratzen und warteten wie Kinder, bis man ihnen einen Platz anweise.

Schon wurde es mir unheimlich und ich wollte, da sonst keine Gäste anwesend waren, eben den Kellner auf die Seite nehmen, um zu fragen, ob ich mein Abendessen in der Gesellschaft von Geisteskranken verzehren solle — als ein großer Mann eintrat und sie in einer mir gänzlich unbekannten Sprache anredete, worauf sie die Hüte abnahmen, nicht ohne ein paar Mal neben die Krempe zu greifen — und man denke sich mein Erstaunen, als darunter drei zierliche, mit rothen Bändern umwickelte Zöpflein sichtbar wurden, welche erfreut über ihre endliche Befreiung aus den dunklen Schloten sich neckisch vom Wirbel in die Höhe richteten. Zugleich bemerkte ich unter den Gehröcken bunte Schärpen und dolchartige Messer. Der große Herr mußte wohl mein Erstaunen bemerken, denn er sagte mir auf Deutsch, daß dies die Japanesische Gesandschaft sei, welche gegenwärtig ihre Rundreise an den Europäischen Höfen mache und von Bern aus einen Abstecher hierher und zum Abt von Einsiedeln unternommen habe, den man ihnen auf ihre bezügliche Frage als den Mikado der Schweiz genannt.

Die ganze Nacht wurde ich im Traum selbst die sonderbaren Gesichter, die Dolche und die rothen Zöpfe nicht los.

Den Tornister auf dem Rücken, den Bergstock in der Hand verließ ich am andern Morgen schon sehr zeitig das freundliche „Dorf" Schwyz und stand bald darauf an der wildesten Stelle der Muottaschlucht. Ich schaute hinunter in die grauenhafte Tiefe auf die schäumende Muotta und

die alte Brücke, bei welcher Suwarows Russen die flüchtigen Franzosen einst haufenweise in den angeschwollenen Bergstrom hinabgejagt. Ein Thal, an manchen Stellen so eng, daß ein kleines Kind die gegenüberliegende Wand mit einem Steinwurf erreichen kann, senkrechte, oft überhängende Felsen, an den Stein angeklammerte Tannen mit Wurzeln, von denen die wilden Wasserstürze das letzte Erdreich hinweggeschwemmt und die nun über das Felsenantlitz herabhingen, wie das Haar eines Verzweifelten, unten viele hundert Fuß tief die schäumende Muotta, und dann hoch droben, auf einem Fleckchen Erde, dem Auge kaum groß genug für das Nest eines Sperlings — doch Menschen, die der großartigen aber kargen Natur das Gras ausraufen — Wildheuer — damit mache man sich ein annäherndes Bild der Muottaschlucht, des Seitenstücks der Via mala.

Und denke man sich noch vollends die Franzosen der Invasionsheere mit ihren mächtigen Schiffhüten und Zöpfen, ihren zerlumpten blauen Fräcken in wilder Flucht vor den nachdrängenden Russen, deren Schuhwerk von dem Marsch über den Gotthard in Fetzen herabhängt, und die dennoch mit blutenden Füßen den gehaßten Feind verfolgen. Jetzt sind sie an der Brücke, aber sie ist zu eng; sie läßt kaum drei Mann neben einander drüber. Das letzte Pferd einer Kanone fällt, von der Bedienungsmannschaft überhetzt, mitten auf der Brücke zusammen, mehrere Offizierpferde, die mit ihren Reitern dem allgemeinen Verderben entrinnen wollen, stürzen darüber und die Brücke ist verbarrikadirt, der letzte Rettungsweg versperrt. Die Hinteren drängen nach, die Vorderen können blos einzeln über die blutige Brustwehr klettern, ein wilder Kampf unter den Franzosen selbst beginnt — ein Kampf um's Leben, und haufenweis, wild aneinander geklammert, rollen die Flüchtigen in die schäumende Muotta . . . . .

Es klingt wie Hohn der Weltgeschichte: neben der Brücke, durch Bäume und Felsstücke verborgen, liegt ein Wiesendamm, auf dem sie am rechten Ufer der Muotta bis Schwyz hätten flüchten können — sie sahen ihn nicht.

Im Herbst bei kleinem Wasser sehe man, erzählte mir der Führer, noch hie und da die seit damals unten liegenden Kanonen — aber alle Hebeversuche seien bei den Veränderungen, denen das Strombett fast stündlich unterworfen, umsonst. —

Die jetzige vortreffliche Straße führt hoch über der Brücke und dem schmalen Wege hin, auf welchem sich diese blutige Tragödie abgespielt, und schauernd sahen wir auf die vielfachen Windungen des alten Weges hinab, jeder Weidenbusch konnte hier wohl von dem Sterben eines Menschen erzählen.

Es ist natürlich, daß in einem so abgeschlossenen Bergwinkel, wie dieses Thal, diejenigen historischen Ereignisse, wovon die Bewohner oder die vorhergehende Generation selbst Zeuge waren, sich auch unauslöschlich dem Gedächtniß einprägen. Durch den Zug Suwarows und den Sonderbundskrieg allein wurde in den letzten hundert Jahren das Stillleben der Thalbewohner von Grund aus aufgewühlt; beide Erinnerungen haben sich, so zu sagen, mit ihnen verwachsen, nur sprechen sie vom Sonderbund als einer schweizerischen Familienangelegenheit gegen Fremde nicht gern und ich will auch glauben, daß, trotz aller Bestrebungen der katholischen Priesterschaft, letztere Erinnerung etwas von ihren scharfen Kanten verloren hat. Aber mit den Franzosen und Russen, da ist's was Anderes. Die stehen mit diesen Thalbewohnern auf, setzen sich mit ihnen zu Tische und gehen mit ihnen schlafen, und wenn man längere Zeit hier lebte, ich glaube, man brächte die zerlumpten Gestalten mit Zopf,

Schiffhut, Lanze und Kosakenpelz nicht mehr aus dem Sinn. Das Thal öffnete sich zu einem großen länglichrunden Becken; wir kamen nach einstündigem Marsch durch das freundliche und außerordentlich reinliche Dorf Muotta und zum Frauenkloster St. Josef.

Ein Mann in Hemdärmeln, Kniehosen und schwarzen Strümpfen, den wir beim Holzfällen trafen, und den ich für eine Art Klosterschaffner hielt, zeigte mir auf mein Verlangen die „alte Chille" (Kirche), wo die Russen campirt, und erzählte mir noch mehr von ihnen, z. B. daß Suwarow (allerdings existirte damals erst eine schlechte Karte der Schweiz und diese war meist in Privathänden), daß also Suwarow eine solche erstaunliche Unkenntniß von der Topographie des Landes gehabt, daß er, nachdem er den Gotthard erstürmt, die wenig zahlreichen Franzosen auf's linke Reußufer gedrängt, nach Altdorf hinabstieg und sich dort erst erzählen lassen mußte, daß keine Straße nach Luzern führe, von wo er Massena bei Zürich in den Rücken kommen könne. Er übersteigt das Schächenthal aufwärts auf engem Pfade den Culmpaß und erreicht nach mühseligem Marsche das Muottothal. Kaum angelangt, wird ihm gemeldet, daß soeben ein Mann vom Muottothal aus Zürich eingetroffen sei und berichte, die Russen unter Korsakow seien Tags vorher (25. September 1799) von den Franzosen geschlagen worden. Suwarow erklärt dies für die Lüge eines Spions, läßt den Unglücksboten greifen und zum Tode verurtheilen. Großer Jammer im Dorf, vergebliche Bitten bei dem wilden Feldherrn. In den letzten Stunden aber erscheint, das Kreuz des Erlösers in der Hand, die Aebtissin des Frauenklosters und ihren Vorstellungen gelingt es, Aufschub zu erhalten, bis ausgesandte Kundschafter die Bestätigung der Niederlage Korsakows bringen. Der geängstigte Mann ist gerettet, und

Suwarow setzt seinen Gebirgsmarsch fort über den 5160 Fuß hohen Pragelpaß nach Glarus.

Der Mann, der sich im Laufe des Gesprächs als der Caplan des Klosters zu erkennen gab, erzählte mir auch von den Schrecken, die sie im Winter und Frühling durch die Felsstürze und Gießbäche durchzumachen hätten, und durch die wilden Wogen der angeschwollenen Muotta, durch welche schon früher eine Höherlegung des Klosters nöthig geworden sei.

Gern folgte ich der Einladung des interessanten und unterrichteten Mannes in's Kloster, wo mich die noch sehr junge Oberin der hier hausenden Franziscanerinnen willkommen hieß und eine andere Nonne mir prächtigen Beaujolais credenzte.

Fast hätte ich bei dem muntern Geplauder des Caplans und dem freundlichen Lächeln der Nonne vergessen, daß ich in einem Kloster und an demselben Tisch saß, wo Suwarow getafelt.

Am Fenstersims lag ein aufgeschlagenes Buch. Ich griff darnach. Es waren Gedichte eines in der Schweiz wohlbekannten Poeten — aber sehr weltlichen Inhalts. Ein Lied fesselte mich vorzüglich — die Alpenrose betitelt:

Zunächst den Sternen, hoch im Blau,
Hoch über Blitz und Sturmgetose
Sich nährend von dem reinsten Thau
Erblüht und stirbt die Alpenrose.

Nicht wie die Schwestern tief im Thal
Muß sie sich über Gräber neigen
Und beugen unterm Hauch der Qual, —
Ein schöner Dasein ist ihr eigen.

Ihr Stengel gleicht dem Strauch im Hag,
So zart auch ihre Blüthenkrone —

Nur was dem Sturm zu steh'n vermag,
Das ist auch werth, daß er's verschone.
So strahlst auch Du voll hehrem Reiz
Beim stillen Waiden Deiner Heerden
Zum Himmel auf, Du freie Schweiz
Als schönstes Vaterland auf Erden.
Doch streckte fremder Uebermuth
Die Frevlerhand nach Deinen Firnen,
So donn're wie Lawinenwuth
Hin durch die Welt Dein heilig Zürnen.
So schall' die wilde Losung Tod
Durch Wald und Flur und Felsenwälle
Und durch die Völker blutig roth
Hinströme Deiner Freiheit Quelle!

Nur was dem Sturm zu steh'n vermag, das ist auch werth, daß er's verschone! Wo hatte ich das doch schon gehört? Richtig, der Mann mit der schönen Stimme sagte es mir, während des Gewitters am Felsenthor.

„Kennen Sie den Verfasser?" fragte ich den Caplan. Das Antlitz des Mönchs verfinsterte sich, und er warf einen strafenden Blick auf die Mutter Oberin, welche erbleichend die Augen niederschlug.

„Ja ich kenne ihn!" antwortete er kurz, als wünschte er das Gespräch abzubrechen.

„Trägt er nicht einen schwarzen Bart und besitzt er eine schöne Stimme?"

Die Augen der Oberin leuchteten auf und ihre Wangen rötheten sich. Eine Frage schien auf ihren Lippen zu schweben und blos durch die Furcht vor einem zweiten Blick des Caplans zurückgehalten zu werden.

„Ich traf ihn vorgestern in der Dämmerung bei einem furchtbaren Gewitter am Felsenthor bei Rigi-Kaltbad, gestern

Morgen auf dem Wege nach der Scheideck und Abends auf dem Dampfboot, mit dem ich von Gersau nach Brunnen fuhr."

Die Oberin schien ihre Bewegung nicht länger bemeistern zu können, stand rasch auf und verließ das Refectorium.

„Ja in der Nähe treibt es ihn immer herum," sagte der Caplan finster, „aber hierher kommt er nicht, davor sind wir sicher."

„Darf ich fragen, in welcher Beziehung der Mann zu Ihnen steht? auch das Benehmen der Frau Oberin..."

„Sie haben Recht," sagte der Caplan, „wir sind Ihnen eine Aufklärung schuldig. Nun wohl, die Frau Mutter Oberin war in der Welt die Tochter des Bundesraths K.... und jener Mann mit der wohlklingenden Stimme und Verfasser dieses Buches ist ihr Bruder. Er wurde mit mir in einem Priesterseminar von Paris ausgebildet, gerieth jedoch sowohl sittlich, als geistig auf Abwege, entsprang und wurde Atheist uud Socialist, kurzum, wo der Böse eine Verrücktheit oder Gottlosigkeit im Gehirn eines Menschen ausgebrütet, er umfaßte sie mit Jubel. So trieb er sich ruhelos umher, schrieb schauderhafte Bücher, die in den drei Urcantonen streng verboten sind, so daß sein Vater, ein gottergebener Mann und eine Stütze der Kirche, sich von ihm lossagte und seine Schwester, die er fast abgöttisch liebt, den Schleier nahm, um ihr Leben lang für sein Seelenheil zu beten. Der Unselige jedoch achtete in seiner Raserei selbst nicht die Heiligkeit dieser Mauern und wollte die Schwester mit Ueberredung und Gewalt ihrem heiligen Gelübde abtrünnig machen und aus den Armen des Heilandes reißen, dessen Braut sie ist. Und als ich ihn einmal von den Thoren des Klosters zurückwies, da vergaß der Unglückliche selbst mein geweihtes Kleid und mißhandelte einen Diener Gottes."

„Er schlug Sie?"

„Der Böse hatte ihm fast übermenschliche Kraft gegeben, er hob mich auf und trug mich nach der hoch gehenden Muotta, um mich hineinzustürzen. Aber Gott befreite mich durch die Hand meiner Bauern und sie hätten seinem unseligen Leben ein Ende gemacht, wenn ich nicht dazwischen getreten wäre. Seit der Zeit kann er sich nicht mehr in der Nähe zeigen, aber oft schon sind ihm Wildheuer auf einer der umliegenden Höhen begegnet, von wo aus man das Kloster sehen kann. Dort soll er oft ganze Tage herumlungern und Gott versuchen, indem er die gefährlichsten Pfade wählt, um die Wildheuer über uns auszuforschen."

„Eine traurige Geschichte! Und der Mann scheint so viele vortreffliche Eigenschaften zu haben."

„Wo der Glaube fehlt, ist das nur Blendwerk des Satans. O dieses Frankreich! Ihm verdanken wir diese Revolutionspest, welche fort und fort in den Gemüthern der Hoffärtigen und Weltkinder gährt; das ketzerische Deutschland ist lange nicht so verrucht als dieser Pariser Schlammvulkan. Fragen Sie hier im Thale, wen man mehr haßt, die russischen Barbaren oder die civilisirten Kinder von 1789. Die Russen nahmen, was sie brauchten; auch bei ihnen hieß es, wenn sie einem Priester begegneten „Pfaff hock nieder", damit sie ihm die Schuhe ausziehen konnten. Aber man verzieh es ihnen um ihrer nackten blutigen Füße willen. Aber diese Franzosen der ersten Revolution, diese waren Teufel, und kein Auge wurde naß, und kein Gebet sprach man für sie, als die Muotta ihre geschwollenen Leichname in den See spülte."

Ich machte meinen Wirth darauf aufmerksam, welchen unmenschlichen Druck, welches Elend, welche Verderbniß das französische Volk durchgemacht, bis es alle Banden der Ordnung, Pietät und Sitte entzweiriß; aber da predigte ich

tauben Ohren und schwieg, als die Oberin wieder eintrat, wie mir schien, mit verweinten Augen, und mir einen Strauß von Alpenrosen an das Kopfende meines Bergstocks steckte. Ich verstand die Bedeutung und den Gruß in die Ferne. Umnachtet selbst vom tiefsten Aberglauben, ein solches Weiberherz ist unendlich in seiner Güte, wie Gott. So dachte ich.

Ich brach auf, der Caplan begleitete mich eine Strecke und nahm dann Abschied. Ich schaute der jungen kräftigen Gestalt lange nach, wie er da einem Bauern die Hand schüttelte, dort ein Kind in die Arme nahm und liebkoste, und hörte kaum auf meinen Führer, der, eine Art bäurischer Freigeist, viel Schnurriges von dem früheren Caplan zu erzählen wußte, diesen aber nicht genug rühmen konnte, wie er ganze Nächte an den Wuhren arbeite, wenn das Wasser „wüste thue", und wie er bei jeder Gelegenheit sich den Thalbewohnern nützlich mache.

„Aber," fügte der vorsichtige Luzerner zögernd hinzu, „der Caplan ist, obwohl im Thal geboren, ein Jesuit, in einem französischen Jesuitencollegium erzogen. Deshalb darf er auch in der Dorfkirche keine Messe halten."

Der frühere Caplan war kein Jesuit, aber den Veltliner trank er eben gar zu gern. Im Dorf lebte damals ein Schalk, ein ganz gottvergessener Kerl, der nie in die Kirche ging und den Caplan hänselte, wo er konnte. Einmal stellte er sogar die Behauptung auf, seine Kuh sei gescheidter als der Caplan. Um den Grund gefragt, entgegnete er, seine Kuh finde, wenn sie getrunken habe, immer wieder allein nach Hause, der Caplan aber nicht. Die Prozessionen, welche abgehalten wurden, wenn die Muotta wieder sank, pflegte er sich stets hoch oben, aus der Vogelperspective von einem der gefährlichsten Plätze an einer ganz senkrechten Wand anzu-

zusehen. Rittlings auf einer überhängenden und halb entwurzelten Tanne sitzend, die aussah, als wollte sie jeden Augenblick mit ihrer Last in die Tiefe stürzen, machte er dann seine Capriolen und verhöhnte die heilige Handlung. „Seht ihr, demonstrirte er dann im Wirthshaus den Bauern, bei denen er eine Art Narrenfreiheit genoß, seht ihr, daß der Teufel ein besserer Kaplan wäre als unser Bruder Saufaus. Jedesmal betet der Kaplan, daß ich mir das Genick brechen soll und der Teufel ist doch stärker und läßt's nicht zu.“

So plauderte mein Führer weiter, indeß wir auf demselben Weg zum Pragelpaß hinaufstiegen, den siebenundsechszig Jahre früher Suwarow mit seinen Schaaren genommen. Ich hörte blos die Hälfte von dem, was mein Begleiter sprach, und schaute immer wieder auf den Alpenrosenstrauß der Oberin, der sich bei jedem Einsetzen des Bergstocks wie grüßend nach vorwärts senkte —

Nur was dem Sturm zu steh'n vermag,
Das ist auch werth, daß er's verschone.

Wir stiegen langsam den ziemlich beschwerlichen Pfad bergan. Gerölle und große Steinblöcke versperrten ihn manchmal und gaben Zeugniß davon, daß nach starken Regengüssen und zur Zeit des Thauwetters der Pragel nicht ohne Gefahr zu passiren sei.

Ich war eben stehen geblieben, hatte mich umgewandt und warf noch einen Scheideblick hinab auf das Thal mit dem freundlichen Klösterlein und der hellgrün dahinrauschenden Muotta. Zur Linken stieg der Schächenpaß wo möglich noch steiler als der Pragel empor, und auf der Rechten dominirt der Mythen die das Muottathal abschließenden Höhen. Die zwei Pyramiden des Mythen schauten hier zu einem

Felskoloß vereinigt ernst und drohend auf die Glarner Berge herüber.

Da fühlte ich mich an der Schulter berührt, mein Führer stieß einen Ruf der Ueberraschung aus.

Der Bruder der Oberin stand neben mir. Sein Gesicht war sehr erregt und seine Hand schien zu zittern, als er sie von meiner Schulter nahm, wie die Stimme, mit der er mich ansprach.

„Sie waren im Kloster?“ fragte er.

„Ja,“ gab ich zur Antwort.

„Haben Sie die Oberin gesehen?“

„Ja.“

„Wie sieht sie aus?“

„Leidend und sehr traurig, wie mir schien.“

Der junge Schweizer zuckte zusammen.

„Und er, — Walther Sequin — der Caplan, wollte ich sagen“ . . . fuhr er zögernd fort.

„Scheint sich bester Gesundheit zu erfreuen und kräftig die Herrschaft des Klosters zu führen!“ antwortete ich. Ich weiß selbst nicht, warum ich auf einmal bitter gegen den Caplan wurde.

Der Schweizer reichte mir die Hand.

„Haben Sie Dank für Ihre Nachrichten, Sie wissen nicht, wie viel mir daran liegt.“

„Ich weiß es. Ihre Schwester trauert um Sie.“

Wieder zuckte der junge Mann zusammen und seine Augen öffneten sich weit und er preßte meine Hand, daß sie mich fast schmerzte.

„Was wissen Sie davon? Reden Sie!“

Dabei stampfte er mit dem Fuß auf dem Boden.

„Nicht viel,“ entgegnete ich. „Ihre Schwester scheint Sie sehr zu lieben und gab mir diesen Strauß, weil ich mit

Ihnen zusammengetroffen war und gut von Ihnen sprach. Nehmen Sie die Alpenrosen."

Der Schweizer riß mir fast die Blumen vom Stock und drückte sie an die Lippen.

Dann nahm er den Bergstock unter den Arm, setzte ihn nach rückwärts ins Gerölle und sprang in großen Sätzen bergab.

Ich schaute ihm kopfschüttelnd nach. Das derb-joviale Gesicht meines Führers erschien sehr ernst, als ich mich endlich nach ihm umblickte.

„Das ist ja der verrückte Nationalrath!" sagte er.

„Verrückt? Ich finde ihn zwar excentrisch, aber nicht gestört."

Der Luzerner sah mich an, als ob er mich auch ein klein wenig für verrückt halte.

„Nun, wenn der nicht verrückt ist, so weiß ich nicht mehr, wer es sein soll. Wollte sogar mit der eigenen Schwester davonlaufen, um sie in Amerika zu heirathen. Und die jetzige Oberin dort unten, die auch ein klein wenig (der Führer machte eine nicht zu mißdeutende Bewegung nach der Stirn), wäre mit davongelaufen, wenn nicht der Jesuit dahintergekommen wäre und ihre Eltern veranlaßt hätte, sie ins Kloster zu stecken. Die Geschichte stand damals in allen Zeitungen," fuhr der Luzerner fort. „Der alte K.... war damals Staatsrath in Genf und der Sohn führte das Fazystengesindel aus Carouge, als sie die Regierung stürzen wollten und die Wahlurnen zerschlugen. Den Caspar Lütty haben die Fazysten dann zum Nationalrath gemacht. Daher heißt man ihn jetzt noch spottweise so. Als das eidgenössische Militair einrückte, wurde auch er eingesteckt und dann, weil er ein gebürtiger Berner war, Cantons verwiesen. Später, als man ihn die Schwester nicht heirathen lassen wollte, hat

Caspar Lütty in den Zeitungen geschrieben, die alten Griechen hätten ja auch ibre Schwestern geheirathet und er wolle ja blos seine Stiefschwester heirathen. Ist das nicht toll?"

Mir war während dieser ungeordneten Erzählung das Blut ins Gesicht gestiegen und ich seufzte fast erleichtert, als mir der Mann mittheilte, daß die Oberin wenigstens nicht die leibliche Schwester des excentrischen Fazysten sei. Der Luzerner fuhr fort:

„Der Nationalrath schien vernünftig zu werden, nachdem seine Schwester ins Kloster gebracht war und ging nach Frankreich und schrieb Bücher, in welchen manches Gute stehen soll. Da mußte er gehört haben, daß der Walther Sequin in das Kloster hieher als Caplan gekommen sei. Man sagt dem Caspar Lütty nach, er sei eifersüchtig gewesen auf den Caplan und da kam er denn hieher . . . ."

„Das Uebrige weiß ich," unterbrach ich den Führer. „Warum haben Sie mir das Alles nicht früher gesagt?"

„Man spricht nicht gern davon im Thal . . . .!"

Ich wendete mich auf dem Wege zurück.

„Wo wollen Sie hin?" fragte der Führer überrascht.

„Wieder hinab, mir ist als ob der „Nationalrath" eine neue Thorheit begehen werde."

„So ist mir auch," meinte der Führer, „aber eben deshalb möchte ich nicht zurück, der Caplan wird schon mit ihm fertig and die Bauern könnten in ihrer Wuth uns mit dem Caspar Lütty in einen Topf werfen."

„Wenn Sie nicht mitwollen, erwarten Sie mich hier!" antwortete ich.

Hätte ich dem Führer gestanden, daß ich mehr Sympathie für den Verrückten hatte, als für den Caplan, er hätte mich gleichfalls für toll erklärt.

Der vorsichtige Luzerner setzte sich kopfschüttelnd auf.

einen Stein. Ich ahmte das Beispiel Caspar Lütty's nach und sprang in großen Sätzen an meinem Bergstock thalab.

Ich war noch ungefähr eine Viertelwegstunde vom Kloster entfernt, als das Gewimmer der Sturmglocke zu mir heruftönte. Ich befand mich noch immer etwa fünfhundert Fuß über dem Kloster und konnte das etwa zehn Minuten hinter demselben liegende Dörfchen sehen. Ich sah, wie die Bauern ihre Häuser verließen und rasch nach dem Kloster eilten.

Meine Kehle schnürte sich zusammen vor Erschöpfung, ich mäßigte meinen Schritt nicht. Ich war nicht mehr weit vom Kloster, da sah ich einen einzelnen Mann in raschen Sätzen über die Wiese springen, welche das Kloster von der dahinter liegenden Felswand trennt.

Aus einem dichten Menschenhaufen, der sich vor dem Kloster versammelt hatte, fielen zwei Schüsse. Der Flüchtling verlor den Hut. Sein langes schwarzes Haar flatterte in der Luft. Es war Caspar Lütty.

Wieder krachten einige Schüsse und einige Leute verfolgten den Flüchtling. Er war an der Wand und kletterte an derselben empor. Da man keine Unebenheit an dem scheinbar spiegelglatten Felsen bemerkte, so schien „der verrückte Nationalrath" mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet. Selbst die Bauern dort am Kloster schienen erstaunt und das Schießen wiederholte sich nicht.

Da ereignete sich etwas sehr Seltsames. Oben auf der Kante des Felsens zeichnete sich einen Augenblick die Gestalt eines Menschen ab. Die weißen Hemdärmel, die rothe Weste und die bloßen Füße kennzeichneten ihn als Bewohner des Thals. Der Mann kletterte an der Wand abwärts. An den helleren Stellen vermischten sich die Umrisse seiner Figur

mit derselben, an dunkleren erblickte man ihn wieder ganz deutlich.

Caspar Lütty und der Bauer näherten sich einander immer mehr. Diese Annäherung war wohl sehr natürlich zu erklären dadurch, daß der Pfad, den beide benutzten, die einzige Möglichkeit bildet, die Wand zu besteigen. Dieser Weg bestand aber wohl blos aus einzelnen Unebenheiten, an welche man sich mit Händen und Füßen anklammerte und weiterschaffte und war von unten unsichtbar. Deshalb schienen die beiden menschlichen Wesen wie durch eine dämonische Gewalt gegen einander bewegt.

Jetzt hatten sie einander erreicht. Sie scheinen mit einander zu sprechen. Jetzt bilden sie nur mehr ein Wesen. Sie halten sich umschlungen. Sie bewegen sich. Sie kämpfen. Es ist gräßlich. Jetzt fallen sie, ohne sich loszulassen. Das Abprallen von der Wand beweist, daß dieselbe nicht glatt ist, wie sie von der Ferne aus erscheint.

Ich war an der Wand angelangt. Die Bauern bildeten einen Kreis. Ich drängte mich durch. In der Mitte lagen zwei menschliche Körper. Ich erkannte sie beide. Es war Caspar Lütty in beschmutzten und zerfetzten Kleidern, auf der Stirne hatte er eine breite blutige Narbe. Das chöne Gesicht war wachsgelb. Er war todt.

Vor ihm kniete die Oberin. Sie streichelte mit der Rechten das leblose Antlitz, wie das eines lieben Kindes und murmelte allerlei kosende Namen.

Der Caplan beschäftigte sich mit der anderen Gestalt, welche durch leise Zuckungen manchmal ein Lebenszeichen gab. Das Gesicht war unkenntlich. Aber das rothe struppige Haar und der cretinartige Wuchs brachten mich auf die Vermuthung, daß es ein halbblödsinniger Knecht sei, den ich bei meiner Anwesenheit im Kloster bemerkt.

Seit einigen Minuten hatten die Zuckungen aufgehört. Der Caplan entfernte kopfschüttelnd die Hand vom Herzen des Blöden und stand auf. Bei dem Geräusch, das er machte, erhob die Oberin den Kopf.

Ihr Gesicht war bewegungslos, als habe es nicht mehr die Fähigkeit, irgend einem Gefühl zum Ausdruck zu dienen.

Der Caplan schaute finster auf sie und den Todten. Er beachtete mein Nähertreten nicht, oder es war ihm gleichgültig.

„So hast Du ihn endlich umgebracht, Walther Sequin," sagte die Nonne und ihre Stimme klang so unheimlich ruhig, daß sie mich fast erschreckte.

Ohne diese Anschuldigung zu beantworten, fragte der Caplan seinerseits, und bei aller Wuth waren seine Züge so lauernd, daß man jetzt den Jesuiten auf den ersten Blick erkannt hätte:

„Und was hatte Caspar Lütty seiner hochwürdigen Schwester mitgetheilt, als ich sie nicht blos gegen die Regel ihres Ordens, sondern nach den Umständen auch gegen jegliche Sitte mit ihm allein im Garten traf?"

Es blitzte etwas wie Hohn über die Züge der Nonne. Sie betonte jedes Wort, als wollte sie mit jedem die Seele ihres Feindes langsam und sicher zerfleischen:

„Mein Stiefbruder hat mir mitgetheilt, daß unser Sohn, der in Frankreich erzogen wurde, vor einigen Wochen dort gestorben sei."

Der Caplan taumelte.

„Wessen Sohn?" stieß er wild heraus.

„Mein Sohn und der Caspars!" antwortete die Nonne, als ob sie das Gefühl verloren für das Schreckliche, das sie

aussprach. „Die Frucht jener Reise, die ich mit Caspar in's Berner Oberland machte."

„Und Sie fügten dem Verbrechen an Natur und Sitte noch das Sacrilegium hinzu, den Schleier zu nehmen?"

„Ja, — ich war schwach genug, meine Schande mit der Heuchelei zudecken zu wollen. Hat ja auch Walther Sequin die Welt und seine Oberen getäuscht und hat sich von seinem ehrenvollen und großartigen Wirkungskreis zurückgezogen, nicht, um ungestört seinen Studien zu obliegen, sondern um als Beichtvater — eine Nonne zu verführen. Beides hat sich gerächt. Gehen Sie, Walther Sequin, Sie haben so viel unter die Füße getreten, um zu mir zu gelangen — die Leiche meines Bruders und Gatten übersteigen Sie nicht!"

Der Caplan starrte sie noch einen Augenblick wie irrsinnig an, dann wankte er mit einem heiseren Lachen fort. Die Menge machte ihm ehrerbietig Platz.

Ich habe nichts mehr von ihm gehört. Die Oberin blieb bis zu ihrem Tode an ihrem Posten. Sie starb bald darauf und liegt in der Reihe der Oberinnen in der alten Kirche zu St. Josef im Muottathal.

*
* *

Ich war wieder zu Hause, das heißt in dem kleinen Badeort am Ufer des Bodensees, wohin ich mich vor der Justiz meiner Heimath geflüchtet. Ich hatte noch nicht ganz ein Jahr an den politischen Kämpfen meines engeren Vaterlandes theilgenommen und sollte bereits meinen Monarchen, sämmtliche Ministerien und die Landeskirche beleidigt haben. Die Gerichte sprachen mich schuldig und verurtheilten mich zu langer Haft — ich mußte also wohl sehr arg gefrevelt haben.

Meine Gattin war bei der Geburt des ersten Kindes gestorben, meine Mutter versprach mir nach kurzer Zeit in die Verbannung zu folgen.

Am Abend hatte mir ein befreundeter Beamter zugeflüstert, daß ich am nächsten Mittag meine Verhaftung zu gewärtigen habe, und des Morgens um drei Uhr fuhr ich mit dem abgehenden Güterzug nach dem Lande der Freiheit.

Es regnete in Strömen herab auf die kleine schwäbische Provinzialstadt, als ich mit meiner guten Mutter nach dem Bahnhof ging. Es war noch dunkel und nur einzelne Directionslaternen warfen ihr flackerndes Licht in den Koth der Straße. Hie und da trieb uns ein Windstoß einzelne Regenschauer unter die aufgespannten Schirme.

Ich trug mein Gepäck selbst, denn wir hatten nicht gewagt, Jemandem meine Abreise mitzutheilen und meine Mutter hatte sich trotz aller Gegenvorstellungen eines schweren Reisesacks bemächtigt, unter dessen Schwere sie nun in ihren regennassen Kleidern dahin wankte.

Und als wir endlich auf dem dunklen Perron des Bahnhofs angelangt waren, wo nur die Schaffner hantierten und die Conducteure in Caputs mit ihren Laternen frostig hin und her gingen, während der Wind an den beweglichen Theilen der harrenden Waggons klapperte, — es war Alles sehr trostlos und traurig.

Ich war der einzige Passagier. Als das Zeichen zum Einsteigen gegeben ward, küßte ich rasch meine Mutter, nahm ihr den Reisesack ab und stürzte ins Coupé. Die alte Frau schluchzte heftig. Aber wir durften kein Aufsehen erregen Ich winkte ihr also zu, sich zu entfernen. Was man nicht Alles kann, wenn man muß.

An das Alles dachte ich, als ich im Garten des Gastwirths Engel in Arbon stand und auf dem Bodensee hin-

aussah, der hier am breitesten und schönsten ist. Nach rechts wird die Schweiz abgegrenzt durch die hohen Vorarlberge, vor mir lagen die sanften Hügelformen meines heimathlichen Ufers, blaß und unbestimmt, wie die Sehnsucht seiner Träumer — und zwischen mir und der Heimath lag der tiefgrüne See, der sich leise hob und senkte, wie das wonnige Athmen einer vollen zufriedenen Menschenbrust.

Eine unbeschreibliche Sehnsucht nach meiner Heimath, nach meiner alten Mutter erfaßte mich. Ich war schon ein halb Jahr durch die ganze Schweiz gewandert und nirgends hatte ich einen Wirkungskreis, ein stilles Plätzchen gefunden, das zu theilen ich die alte Frau hätte einladen können.

Ich war sehr traurig. Meine Erwartungen von dem Lande der Freiheit gingen eine nach der andern zu Grabe. Ich hatte erwartet, daß es mich mit Sympathie aufnehmen werde als einen Mann, der für seine Ueberzeugungen heimathlos geworden — ich begegnete nur Theilnahmslosigkeit und Mißtrauen. Ja, mit einer wahren Angst suchten sich einzelne Gemeinden, wo ich mich länger aufhielt, nachdem sie meine Geschichte erfahren, sich meiner zu entledigen, damit ich ihnen bei Verlust meines Heimathrechtes nicht etwa als Bürger octroirt werde. Ich mußte schließlich mein Vorleben sorgfältiger in der Schweiz verbergen, als in der Heimath, die mich ausgestoßen.

Es ist wahr — sie haben viel zu dulden gehabt, die Schweizer, von dem Gesindel ganz Europa's, das unter der Flüchtlingsfahne in ihrem Lande zusammenströmte — aber sie haben sich diese Erfahrungen merkwürdig gut zu Nutzen gemacht.

Die Sonne stieg immer höher herauf über die Tyroler Berge, der letzte leichte Nebel, der am Horizonte lagerte, verschwand, alle Umrisse wurden hell und entschieden. Da

drüben blinkte das freundliche Friedrichshafen, weiter rechts Langenargen mit dem terrassenförmig gebauten Schlosse Montfort. Links Meersburg.

Ein leichter Wind erhob sich und rauschte in den Obstbäumen über mir, die Wellen schlugen mit stärkerer Macht an die gemauerte Brüstung des Gartens und zogen sich mit unwilligem Rauschen wieder zurück. Hie und da sah man einen Fisch in einer Woge phantastisch hin und her schwanken.

Weit draußen im See plätschert ein schmuckes Dampfschiff vorüber — es trägt die Farben meiner Heimath.

Da höre ich weibliche Stimmen hinter mir.

„Herr Jesis!" rief's in einem eigenthümlich singenden Dialect, den ich schon gehört haben mußte, „des isch jo üser Fründ vom Rigi!"

Ich wandte mich um. Mit ihrem freundlichsten Lächeln streckte mir eine der riesigen Thurgauerinnen, mit denen ich und der verrückte Nationalrath nach Gersau herabgestiegen waren, die kräftige aber schöngeformte Hand entgegen.

Die jüngere Schwester stand daneben und machte ein Gesicht, als ob sie diese große Vertraulichkeit nicht billige.

Aber die ältere der beiden Damen, welche, wie ich jetzt bemerlte, denn doch noch kräftiger gerathen war, als die andere, sah das Erröthen der Schwester nicht oder kümmerte sich nicht darum.

„Wie chömmet denn Sie da abe zu üserem Bodesee? Döret Se wieder hei?"

„Das nicht, aber ich wollte meiner Heimath näher sein."

Mir kam es vor, als ob mich die jüngere der beiden Schwestern mitleidig ansehe. Ich trat auf sie zu und gab auch ihr die Hand.

„Sie haben wohl kein so gutes Gedächtniß für gleich-

giltige Physiognomien, wie Ihre Schwester, mein Fräulein!"

Das große freundliche Gesicht der jungen Republikanerin verklärte ein verlegenes Lächeln.

„Se sind üs net glichgültig. Se sind jo recht fründlich gsi mit üs."

Es liegt ein eigenthümlicher Reiz in der jungfräulichen Befangenheit, der das häßlichste Gesicht verschönern kann. Die kräftigen Züge des Mädchens erschienen mir plötzlich nicht so ganz uninteressant wie früher. Ich erzählte das blutige Drama, dessen Zeuge ich gewesen, natürlich mit aller Rücksicht auf jungfräuliche Ohren.

„Herr Jesis, isch das a gottvergessener Mensch gsi!" hieß es. Das Verbrechen der Jesuiten erschien ihnen klein gegen die Abscheulichkeit des „verrückten Nationalraths".

Es entstand eine Pause, während welcher ich die jüngere Schwester sinnend betrachtete.

Ich bemerkte, daß mein Anschauen das junge Mädchen in Verlegenheit setzte, und unterbrach es daher mit der Frage an die ältere Schwester, wohin sie sich zu wenden gedächten. Es wurde mir geantwortet, daß sie auf der Heimreise begriffen seien, daß sie sich sogar schon auf dem Boden ihres Heimathcantons befänden, daß sie einige Vettern hier besuchen wollten und heute schon wieder in ihrem kleinen Städtchen bei ihrer alten Mutter seien, die sie mit Sehnsucht erwarte.

„Chömet Se mit üs!" unterbrach die Thurgauerin die Beschreibung ihres Obstgartens, ihres Hauses, ihres Städtchens und ihrer Familie und sah mich treuherzig an. Ich vergaß ganz dabei, daß die Schweizer praktische Naturen seien.

„Aber was würden Ihre Eltern dazu sagen?"

Ein Schatten flog über die breite sonnige Fläche ihres Gesichts.

„Min Vater isch lider todt und üsere Muetter hat alle Lüt gern, die mir gern hant!"

Ich bat den Mädchen im Geiste all das Böse ab, das ich ihnen zugefügt, und blickte fragend auf die andere Schwester, welche als Antwort ein paar Mal mit dem Kopf nickte.

Es überkam mich eine gewisse abenteuerliche Heiterkeit. Ich erklärte mich bereit, die Damen zu begleiten.

Die Damen gingen ihre Besuche zu machen, nachdem sie versprochen, in einer Stunde wiederzukommen. Ich setzte mich unter den Schatten eines Baumes und zog Hebels Allemannische Gedichte hervor, um darin zu lesen.

Da trat der Wirth des Hauses zu mir und fragte, ob ich nichts befehle. Ich verneinte es. Er blieb aber dennoch. Offenbar hatte er etwas auf dem Herzen. Es war ein Schweizer mit einem jener spitzig derben, treuherzig schlauen Gesichter, die sehr an die Yankeephysiognomien erinnern, und die man in den Deutschen Cantonen der Schweiz so vielfach antrifft.

„Die Fräulein Stückli sind recht liebe Frauenzimmer," sagte er endlich.

Also Stückli hießen die beiden Thurgauerinnen.

„Gewiß, kennen Sie dieselben schon länger?"

„O, ja!" bekräftigte der Wirth eifrig. „Wer wird die Familie Stückli nicht kennen, die reichsten Leute im ganzen Canton. Der Urgroßvater, Cantonsrath Meinhard, war einmal der mächtigste Mann im ganzen Canton und ihm ist es überhaupt zu danken, daß der Canton Thurgau existirt. Er hat ihn von Zürich losgerissen. Aber bei alledem war er ein großer Despot," fügte der Wirth hinzu. „Die sieben

Amtsmänner regierten damals das Land und führten ein Leben, wie es die kriegerischen Aebte des Mittelalters nicht schöner haben konnten. Das Haus in Scheinau, worin die Mutter Stückli mit ihren Töchtern wohnt, könnte viel erzählen. Dort hielt das Revolutions-Comité seine Sitzungen und conspirirte gegen Zurich. Die Familie hat die Zimmer, worin das Comité seine Sitzungen hielt, noch ebenso eingerichtet erhalten. Sie werden sich sehr dafür interessiren, wenn Sie hinkommen."

„Wer sagt Ihnen . . . . .?" stotterte ich.

„Nun, die Frauenzimmer haben's gesagt, Fräulein Bertha Stückli, wenn ich nicht irre. Als ich ihnen meinen zweisitzigen Wagen anbot zum Nachhausefahren, da sagten sie, ich möchte ihnen einen größeren besorgen, denn der hübsche traurige Herr im Garten werde auch mitfahren."

Ich fühlte, wie ich roth wurde. Das ärgerte mich und mein Zorn wandte sich naturgemäß gegen den Erzähler.

„Herr Engel!" rief ich verweisend.

„Nun! Nun!" begütigte dieser. „Nehmen Sie mir meine Bemerkungen nicht übel. Man hat eben auch Augen und Ohren am Kopf und muß es hören, wenn die Frauenzimmer nur von Ihnen sprechen, und muß es sehen, wenn die „Kleine" roth wird bis hinter die Ohren, so oft von Ihnen die Rede ist, und dennoch von Ihnen zu sprechen anfängt, wenn die Andere von Ihnen schweigt. Nun, nun! mich soll's ja freuen, wenn Sie in eine so noble Familie kommen. Die Hochzeit halten Sie aber bei mir, das müssen Sie mir versprechen."

Das Blut stieg mir zu Kopf, ich fühlte die moralische Verpflichtung, den Mann derb zurückzuweisen, aber dennoch konnte ich mir nicht verhehlen, daß mir seine Mittheilungen bei aller Indiscretion nicht sehr unangenehm waren. Meine

Frage, wie Herr Engel zu allen diesen voreiligen Bemerkungen komme, klang daher weniger energisch, als ich mir selber schuldig war.

„Ach, mein Gott!“ lächelte der Wirth und blinzelte mir mit einer Vertraulichkeit zu, die mein Blut abermals in Wallung versetzte, „die Damen haben sich ja bei mir des Ausführlichsten nach Ihnen erkundigt, woher Sie seien, was Sie treiben, wie Sie heißen, und alles Mögliche. Ich sagte natürlich das Beste, daß Sie der bescheidenste und liebenswürdigste Deutsche seien, der mir während meiner langen Praxis als Wirth vorgekommen, daß sie Gustav Traumann heißen und ein sehr wohlhabender junger Mann seien.“

„Das haben Sie gesagt? Das ist aber nicht wahr!“ rief ich, nun allen Ernstes entrüstet.

Der Wirth sah mich erstaunt an.

„Nicht wahr? Sie haben doch nichts zu thun, als Briefe zu schreiben, und leben gut und bleiben nichts schuldig.“

„Das ist aber noch lange nicht wohlhabend, wenn ich mir durch mein „Briefschreiben“ Essen, Trinken, Wohnung und Kleidung verdiene!“ entgegnete ich.

„Ach das thut nichts,“ meinte der Wirth. „Bei derlei Angelegenheiten nimmt man's nicht so genau. Das Frauenzimmer hat Geld für Euch zwei. Als das größere Fräulein fragte, ob Sie verheirathet seien, so sah mir die „Kleine“ so ängstlich ins Gesicht, daß ich ordentlich froh war, als ich ihr antworten konnte, daß Ihre Frau gestorben sei und daß Sie blos noch eine Mutter haben, der Sie alle zwei Tage einen Brief schreiben. Da war das Fräulein wieder ganz munter und guter Dinge und lachte mit dem ganzen Gesicht.“

Ich schwieg. Meine Mutter! Engel hatte das magische Wort getroffen. Meine Mutter! Seit sechs Monaten mühte ich mich, eine Heimathstätte zu finden in dem fremden Land. Ich hatte meine Wünsche und Fähigkeiten in die Zeitung setzen lassen, wie eine obdachlose Magd, und es war ohne Erfolg geblieben. Mühsam ernährten mich und meine Mutter meine Feuilletonartikel in Deutschen Blättern. Die Schweizer hatten auch Recht. Was verstand ich von ihren kleinen Interessen und Leidenschaften, von ihrer zwanzigfachen und immer anderen Politik, die meist nur Personen und Privatinteressen als Hintergrund hat.

Und Engel sprach mit mir nun plötzlich von einem Weibe, das mich liebe', von einer Heimath für mich und meine Mutter.

Mein Verstond drehte sich etwas im Kreise mit mir. Ich antwortete nicht sogleich und sah in den See hinaus, der wieder ganz glatt geworden war nnd in der Mittagssonne glitzerte. Die Blumen des Gartens hauchten einen betäubenden Wohlgeruch aus, die Natur athmete Liebe und Wonne. Als ich mich wieder umwandte, war Engel verschwunden, aber über den Rasenplatz vor dem Garten schimmerte ein helles Sommerkleid.

Ich trat rasch hinter einen Jasminstrauch. Die „Kleine", Margarethe Stückli kam allein. Sie hatte das Gesicht zu Boden geneigt, den Sommerhut hielt sie in der Hand. Gewiß, diese hohe und kräftige Figur war nicht ohne Grazie.

Margarethe erschrak, als ich auf sie zutrat und erröthete wieder.

„Es isch me hüt z'warm, um B'suech z'mache; i han's d'rum vor'zoge a chli Schiffli z'fahre," stotterte sie.

„Darf ich Sie fahren?“ fragte ich wohl eben so verlegen.

Margarethe sah sich unentschlossen um, als erwarte sie die Ankunft ihrer Schwester. Eine eigenthümliche Hast ergriff mich, ich bot ihr meinen Arm und wir stiegen die steinernen Treppen hinab und traten auf den schmalen hölzernen Steg, an dem das Boot des Wirthes angebunden war. Im Begriff das Boot abzulösen, fühlte ich mich am Arm ergriffen. Ich wandte mich um und sah das freundliche Gesicht Margarethens mit spöttischer Angst auf mich gerichtet.

„Aber chönnt Se au gwüß fahre?“ fragte sie.

Ich versicherte es durch wiederholtes Kopfnicken und half Margarethen in den Kahn.

Die Sicherheit, mit der ich das Ruder handhabte, schien ihr zu imponiren.

Ich fuhr weit hinaus in den See. Margarethe sprach Nichts.

Ziemlich weit vom Land hielt ich mit Rudern ein. Margarethe sah mit ihren hellen Augen zerstreut herum und schien es absichtlich zu vermeiden, mich mit ihren Blicken zu streifen. Ich sagte zu ihr:

„Fräulein! In der ersten Ueberraschung habe ich die Einladung Ihrer Schwester angenommen, mir Ihren Heimathsort anzusehen. Wenn ich jedoch nur im Geringsten vermuthen müßte, daß Sie mit jener Einladung nicht ganz einverstanden sind, so würde ich es vorziehen, hier zu bleiben — so lieb mir die Aussicht schon geworden ist, daß ich noch einige Tage in Ihrer Nähe zubringen soll.“

Ich hatte den letzten Theil meiner Rede nur stotternd hervorgebracht. Margarethe schlug die Blicke zu Boden und ihre Gesichtsfarbe wurde wieder um einige Grade dunkler. Sie schwieg.

„Wie soll ich Ihr Schweigen auslegen?“ fragte ich.

Da hob Margarethe, wie mir schien, mit einer gewaltsamen Anstrengung den Kopf in die Höhe und sah mir voll in's Gesicht. In ihren freundlichen grauen Augen schimmerten ein paar Thränen.

„Warum fraget Se aber au luter Züg, das Se sich selber beantworte chönnet?“

Ich gehöre zu den Menschen, die nicht vom Glück verwöhnt sind. Ich habe verlernt, an das Glück zu glauben, bis ich nicht mehr daran zweifeln kann.“

Ich hatte Margarethens Hand ergriffen, sie entzog mir dieselbe nicht. Ich ließ mich von meiner Bank auf den Boden des Kahn herabsinken und legte meinen Kopf an ihre Brust. Sie duldete es, sie drückte mir leise die Hand. Ich faßte sie mit beiden Händen um den Hals und zog sie zu mir herab und küßte sie. Sie ließ es geschehen.

Warum küßte ich sie nicht zum zweiten Mal? Warum gerieth ich nicht in jenen Taumel des Entzückens, wie damals, als ich zum ersten Mal den Arm um den Nacken meines verstorbenen Weibes schlang? Ich weiß es nicht. Sogar eine gewisse Bangigkeit erfüllte mich, mir schien es, als ob der ganze helle Horizont, der mich in weitem Bogen umgab, finster werde und sich immer enger um mich zusammenziehe.

„Margethli! Margethli!“

Ich sprang auf und griff zu meinen Rudern. Ein Nachen mit Bertha und dem Wirth Engel war uns schon ganz nah.

Bertha lächelte steif, als sie neben uns heranfuhr und ihrer Schwester mittheilte, daß sie zu Tisch kommen solle, damit man noch zu guter Zeit in Scheinau anlange.

„Also Sie fahret mit, Herr Doctor?“ In der Frage

Bertha's schien bei aller Freundlichkeit einige Unruhe zu liegen. Sie fühlte wohl, daß die Ereignisse schneller vorgeschritten waren, als ihr wünschbar schien. Sie hatte jedenfalls unsere Umarmung gesehen.

„Gewiß werde ich mitfahren," stammelte ich und lenkte den Kahn gegen das Ufer.

„Alle Achtung, Herr Doctor!" lachte Engel, als wir ausgestiegen waren und die Mädchen uns verlassen hatten. „Ich weiß es zwar schon längst, daß sich die Schwaben auf derlei verstehen, seit ein Badischer Flüchtling vom Jahre achtundvierzig, er ist jetzt Professor in Erlangen, mit meiner Schwester davongelaufen ist. Aber so rasch — das war mir denn doch neu. Nun ich gratulire. Also die Hochzeit ist bei mir, dabei bleibt's."

Ich erwiderte nichts. Ich hätte den Wirth zu Boden schlagen können und dennoch kam ich mir selbst ihm gegenüber so ungemein verächtlich vor. Und dennoch — was hatte ich mir denn eigentlich für Vorwürfe zu machen. Margarethe liebte mich, ohne daß ich ihre Liebe gesucht, sie war zufällig reich und konnte mir die langentbehrte Heimath wieder neu erschaffen. Hatte ich auch nicht Ueberfluß an materiellen Glücksgütern, so war ich das, was die Leute einen gescheidten Menschen nennen, ich hatte Zeitungen und Bücher geschrieben und das einfache Mädchen konnte mit Stolz zu mir aufblicken. Aber .... liebte ich sie denn? Ich glaubte es. Dachte ich an Liebe und Heirath, bevor mir Engel gesagt, daß ... daß Margarethe reich sei? O, es war abscheulich. Ich war empört — gegen Engel, gegen Alle, die mir eigennützige Beweggründe zutrauen konnten. Und hatten sie denn so Unrecht?

Das Mittagsmahl, das mir Engel im Garten servirt,

blieb unberührt; ich stürzte einige Gläser Landwein hinunter und lief wie verrückt umher.

Da fuhr ein Wagen vor. Er war derjenige, der uns nach Scheinau bringen sollte. Ich wollte ins Haus, um meine Reisetasche mit dem Nothwendigsten zu füllen.

Da trat mir Bertha Stückli entgegen.

„Herr Doctor!" sagte sie, zu meiner Verwunderung hochdeutsch. „Wollen Sie mich einen Augenblick anhören."
Ihre Stimme war unruhig und ihr Gesicht zeigte jenen Ausdruck, den gewöhnlich die Erwartung einer entscheidenden Unterredung giebt.

Wir setzten uns. Mir war, als stände ich vor meinem Richter.

„Herr Doctor!" begann Bertha Stückli wieder, „lieben Sie Margeth?"

Diese Frage hatte ich gefürchtet.

„Ich halte Ihre Schwester für ein braves Weib und sehne mich nach einer Heimath."

Bertha dachte einen Moment nach, dann begann sie wieder.

„Das wäre an und für sich genug und wenn es auch mir nicht genügen würde, die meisten unserer Ehen werden darauf hin geschlossen. Zu etwas Anderem. Was haben Sie für ein Geschäft?"

Ich fühlte, daß ich durch mein Benehmen der Schwester das Recht zu diesen Fragen gegeben, so sehr sie mich verletzten.

„Ich bin Journalist — Zeitungsschreiber."

Das Gesicht Bertha's wurde sehr ernst.

„Das ist bei uns für sich selbst kein Stand, sondern

das wird von den National- und Cantonsräthen, die sich mit Politik beschäftigen, so nebenhin besorgt; damit kann man in der Schweiz keine Frau ernähren."

„Fräulein Bertha," sagte ich sehr verletzt, „es wundert mich, daß Sie auf solche Fragen eine Antwort erwarten."

„Das wundert Sie?" meinte Bertha. „Diese Fragen sind doch die natürlichsten von der Welt. Wenn man eine Frau nehmen will, muß man sie doch ernähren können."

Mein Stolz wand sich unter dieser derben erbarmungslosen Logik.

„Ich bin auch Schriftsteller," stotterte ich, „der Name Gustav Traumann ist schon jetzt vielfach bekannt. Wenn ich mich blos der schriftstellerischen Production widme, werde ich in Kurzem einen Ruf haben und große Einnahmen."

Bertha Stückli wurde finster.

„Die größten Schriftsteller sind im Elend gestorben," sagte sie.

„Dieser Gemeinplatz hat keine Anwendung auf die neuere prosaische Dichtung. Wer Talent hat . . ."

„Wir können Ihr Talent nicht beurtheilen. Aber wir können Ihnen eine Stellung bei einer Feuerversicherungs-Gesellschaft verschaffen und wenn Sie sich dazu eignen, können Sie ja wegen Margeth mit der Mutter sprechen. Wollen Sie?"

Mein Stolz bäumte sich hoch empor.

„Sie werden mir erlauben, daß ich mich zu einer solch mechanischen Beschäftigung für zu gut halte und die Liebe Margarethens kann nicht groß sein, wenn sie auf dieser Bedingung besteht. Ich werde sie nicht eher zum Weibe begehren, bis ich sie hinreichend über ihre Zukunft beruhigen kann."

„Sie verdienten hierauf die geeignete Antwort, mein Herr," sagte Bertha Stückli. „Aber gehen wir zu einem anderen Punkt über, dem wichtigsten. Margareth ist reformirt. Und Sie?"

„Katholisch getauft, aber Rationalist."

„Ich weiß nicht recht, was das letztere ist," sagte Bertha Stückli. „Aber Margeth verlangt von ihrem künftigen Mann, daß er mit ihr das heilige Abendmahl genießt und mit ihr die Kirche besucht."

„Das kann ich nicht."

Bertha Stückli schaute mich überrascht an.

„Und warum nicht?"

„Weil es gegen meine Ueberzeugung wäre."

Bertha Stückli lächelte bitter.

„Ihr Schwaben seid doch sonderbare Menschen. Sie machen sich kein Gewissen daraus, die Ruhe eines Mädchens auf's Gerathewohl zu trüben, ohne zu wissen, wo sie selbst ihr Haupt hinlegen sollen, aber in die Kirche zu gehen und sei es aus Gefälligkeit, das geht gegen ihre Ueberzeugung, weil sie mehr vom lieben Herrgott wissen, als dieser selber. Unser Ort ist sehr religiös. Wir sind in diesen Anschauungen erzogen. Sie begreifen, daß also eine Verbindung zwischen Ihnen und Margeth schon deshalb nicht möglich ist. Leben Sie wohl!"

Bertha Stückli ging ins Haus und stieg bald darauf mit Margeth in den Wagen. Margeth sah sich nicht um nach mir. Erst an der Biegung der Straße schien mir's, als ob sie mit der Hand winke.

Verlegen kam der Wirth.

„Das verstehe ich nicht," murmelte er.

Ein bitteres Lachen entrang sich meiner Brust. Ich legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Ihr Schweizer seid eben praktische Naturen."

Lange dachte ich an Margeth und ihre Schwester nur mit Groll. Hatte ich das Recht dazu?

Ich dachte auch an den „verrückten Nationalrath". Er erschien mir fast besser als ich. Und dennoch hatte er Alles unter die Füße getreten, was Sitte, Gesetz und Natur heißt und ich war doch so vernünftig! —

II. Der Junker von Rhäzün.

Du liebtest auch den heißen Föhn,
Wenn er vom rothen Wüstensaume
Als wie der Weltenharfe Getön
Herabstürzt' über die zackigen Höh'n
Und deine Muttec weckt' im Traume.

Du liebtest ihn, dieweil er das Bild
Von unserm Lieben und Hassen;
Die harten Felsen, er rüttelt sie wild
Mit Gluthen malt er tiefblau und mild
Den nordischen Himmel, den blassen.

Den finstern Alpsee, er peischt ihn zu Rauch,
Es schmilzt von den gelben Klippen
Der letzte Schnee vor dem glühenden Hauch,
Von meiner Seele küßtest Du auch
Die Ruhe mit brennenden Lippen.

Der im Staube kriecht, es erschrecken den Wurm
Der Natur gewaltige Schwingen,
Wir steh'n im erbebenden Erkerthurm
Und schauen hinab auf zwei Tannen im Sturm,
Die sich fest und fester umschlingen . . . .

Weiter konnte das bleiche Weib im weißen faltigen Gewande nicht lesen, denn ein heftiger Windstoß riß ihr das

Gedicht aus der Hand und trug es wirbelnd fort gen Norden. Noch einen Augenblick sah die Frau das weiße Blatt im Winde gaukeln, dann hatte es die immer nächtiger werdende Dämmerung verschlungen.

Den hohen hölzernen Thurm, der eines der schönsten Gebäude von Glarus überragte, machte ein neuer wüthender Angriff des Sturms in seinen Fugen erbeben.

Es ist wohl die eigenthümliche gelbe Dämmerung der Föhnluft, welche das Gesicht des Weibes so entsetzlich bleich erscheinen läßt und ihre dunklen Augen von solch unheimlichem Glanze.

„Adelar von Rhäzün," begann sie, indem sie sich halb nach dem Innern des Thurmes zurückwandte, „Adelar von Rhäzün! Auch die Träume unserer Jugend entflogen beim ersten Windstoß, wie die weiße Taube unserer Heimath Engadin. Lassen wir es dabei. Es ist gut so. Du bist nicht mehr der wilde Junker, welcher an der Spitze der empörten Romanischen mit dem Schwert seiner Ahnen in der Hand den ersten Deutschen Schulmeister vertrieb, der sich in unsere Thäler wagte, — ich bin nicht mehr das einfache Mädchen, das in rothem Rock und Kopftuch mit dem Stickrahmen in der Hand vor der Thür des hölzernen Häuschens saß, die Augen auf die hohe Felswand geheftet hielt und ihre Gedanken mit den Gemsen in die Wette klettern ließ ins Blaue. Ich bin nicht mehr das schwärmerische junge Mädchen, das vor dem schönen Junker von Rhäzün die Augen senkte, während sie mit klopfendem Herzen ihr „Ben gi signur Mistral!"*) flüsterte. Ich bin die Gattin desselben deutschen Lehrers, welcher einst vor Euren Fäusten floh — und Du machst an das Weib Deines einstigen Feindes Deutsche Verse. Adelar

---

*) Guten Tag, Herr Amtmann!

von Rhäzün! Wir sind älter geworden — lassen wir's dabei. Du suchst nicht mehr in der niedersten Romanischen Hütte nach verklungenen Lauten unserer schönen Sprache, — ich singe an der Wiege meiner Kinder nicht die Lieder, mit denen meine Mutter mich einst in Schlaf gebracht. Mein Gatte hat es verboten und ich bin sein Weib, sein gehorsames Weib."

Der Mann zu dem die Frau sprach, hatte bisher, das Gesicht in beide Hände verborgen, schweigend auf dem Divan gesessen, der in der Mitte des Thurmes stand. Die Stöße des Föhn's, welche der am Fenster stehenden Frau mit Macht in die dunklen Locken griffen, bewegten leise die halbergrauten Haare, welche über die weißen Finger des Junkers herabhingen.

Bei den letzten Worten der Frau hob er sein Gesicht empor, daß es voll in der phosphorischen Beleuchtung des Abends stand.

Das Gesicht war nicht alt, das hier von greisenhaften Haaren umrahmt, zwischen zwei mächtigen Schultern emporragte. Aber man sah es dieser gewaltigen Stirne an, daß sie sich nie unter das schützende Dach kleiner Verhältnisse gebeugt, sondern lieber, wie die einsam in die Wolken ragende Ruine, trotzte, bis sie in sich selbst zusammenbrach. Man sah es diesen kleinen aristokratischen Händen, die jetzt festgeballt neben dem Divan herabhingen, an, daß sie stets bereit waren, an den Wänden der Gesellschaft zu rütteln, wenn sie zu eng wurden für den mächtigen Pulsschlag eines ruhelosen Herzens.

„Sein gehorsames Weib!" wiederholte Adelar von Rhäzün mit leiser tiefer Stimme. Mit diesen Worten gestehst Du mir, daß Du ihn nicht liebst, ihn niemals geliebt hast."

Die Frau am Fenster zuckte zusammen.

„Schweig, Adelar!" sagte sie, indem sie sich fast drohend in ihrer ganzen Höhe aufrichtete — „Schweig! Während Du in der weiten Welt der engen Heimath vergaßest, hat er die Geliebte seines Todfeindes mit den bloßen Händen unter dem Schutt des Bergsturzes hervorgescharrt, wo sie neben der Leiche ihrer Mutter lebendig begraben lag, hat die Verarmte und Verwaiste in sein Haus aufgenommen und gepflegt wie eine Schwester, und ihr nie ein Wort von Liebe gesprochen, obwohl sie den Schmerz seiner Seele in den stets bleicher werdenden Wangen und dem fieberhaften Glanze seiner Augen las. Und als sie ihm endlich sagte: „Ich bin Deiner Sehnsucht nicht werth. Ich war die Geliebte Deines Todfeindes!" da hat er mir geantwortet: „Ich frage nicht nach dem, was Du warst, ich weiß nur das, was Du mir bist und daß ich nicht leben kann, wenn Du nicht mein Weib wirst." Und so ist es geblieben, nie kam ein Vorwurf, nie eine Frage über die Lippen des edlen Mannes, er unterrichtete mich und schloß mir eine reiche unbekannte Welt auf, und nur, als ich mit meinen Kindern die Sprache meiner Jugend redete, da wurde er finster und verbot es. Er hat Recht — in dieser Sprache hat mir der Junker von Rhäzün seine kecken Liebesworte ins Ohr geflüstert, in dieser Sprache hat er gelacht, als er mir den Kranz von der reinen Stirne riß und ich vergeblich um Erbarmen flehte — in dieser Sprache hat er mich verlassen."

Die Frau schwieg. Der Föhn wurde immer heftiger; die Luft glühte und das Blut jagte wild durch die Adern der zwei Menschen, die hier oben den Kampf mit dem eigenen Herzen kämpften. Der Himmel war vollständig von Wolken rein gefegt und erschien tiefblau, wie der Himmel, der sich über der Bucht von Neapel wölbt, die Sterne flimmerten mit ungewöhnlichem Glanze, und über der hohen

dunklen Wand des Glärnisch schwebte hell und gelb, wie durchsichtiges Gold, die halbe Mondscheibe. Vom Rathhause her ertönte der helle Klang einer Glocke.

Der Junker war aufgestanden und hatte sich neben die Frau am Fenster gestellt, deren hohe Gestalt er noch bedeutend überragte.

„Es ist Zeit, daß Du mich verläßt, Adelar!“ sagte die Frau und trat, als fürchte sie sich vor ihm, einen Schritt zurück. „Jenes Geläute ist der Befehl an ganz Glarus, so lange der Föhn dauert, alle Feuer auf Herd und Esse auszulöschen. Mein Mann wird bald zurückkommen — es würde unangenehme Erinnerungen in ihm wachrufen, wenn er Dich hier träfe. Ich möchte ihn nicht betrüben und werde ihm Deinen Besuch erst erzählen, wenn Du wieder in Deinen großen Städten bist, wo Treue und Dankbarkeit nur hohle Worte sein sollen, und wo man so leicht vergißt.“

Adelar von Rhäzün schaute zerstreut hinab auf die Häuser von Glarus. Das Läuten dauerte noch immer an und selbst viele der erhellten Fenster wurden dunkel. Das eintönige Geräusch einer nahen Fabrik, das einzelne Stöße des Föhn herübergetragen, verstummte.

„Ich bin zu Dir gekommen,“ sagte Adelar von Rhäzün düster, „um bei Dir Ruhe zu finden oder zu sterben. Vielleicht hatte ich nicht das Recht dazu, aber wenn ich Dich auch äußerlich verlassen hatte, Dein Bild schwebte mir doch immer vor, wie das eines Weibes, das immer und ewig mir gehöre mit Leib und Seele, in dessen Schooß ich mein müdes Haupt jeden Augenblick legen könne, auf daß es wieder gesund werde. Mir war auf meiner ganzen Reise hierher, als ob alle äußeren Verhältnisse, die Dich während meiner Abwesenheit umgaben, bei meinem Anblick von Dir abfallen müßten, wie welke Blätter . . .“

„Nie, nie!“ rief die Frau und streckte abwehrend ihre Hand aus. „Mein Gatte . . . .“

„Dankbarkeit ist nicht Liebe. Ich gestehe Niemandem das Recht zu, sei es selbst durch eine gute Handlung, eine mechanische Fessel zu schmieden, unter der das Herz vermodert. Du liebst mich!“

„Adelar!“ rief die Frau wild auf, aber in ihrer Stimme lag mehr Schrecken als Entrüstung.

„Du liebst mich und wirst mir folgen!“ sagte der Junker ruhig und heftete seine großen Augen fest auf die Frau, die ihn mit abergläubischer Furcht anstarrte.

„Nie und nimmer! Deine frevelhaften Worte zerreißen mir das Herz! Hab' Erbarmen mit mir, Adelar! Hab' Mitleid mit meinen Kindern!“

„Deine Kinder!“ sagte der Junker mit einem tiefen, unheimlichen Lachen. „Ein verirrtes Spiel der Natur, dem man wie jeder großen Lüge einen schönen Namen giebt. Als junger Bursche legte ich einmal Hühnereier in das Nest eines Bündnerischen Adlers und das Weibchen brütete sie aus. Du wirst Deine Kinder verlassen!“

Die Augen der jungen Frau, mit denen sie den einstigen Geliebten anstarrte, wurden mächtig groß.

„Leb' wohl für immer!“

Mit diesen Worten schritt sie rasch an das andere Ende des Gemachs und bückte sich nach dem großen eisernen Ring am Boden, um die Fallthüre zu heben, die in's Haus hinabführte.

Adelar von Rhäzün blieb stehen und sah ruhig auf die schöne Frau, welche die Thüre zur Hälfte emporgezogen hatte —

„Uscella!“

Die Stimme, womit Adelar von Rhäzün dieses Roma-

nische Wort aussprach, durchzitterte das kleine Gemach ganz eigenthümlich, seine Gestalt, die hoch und aufrecht am Fenster lehnte, hob sich so seltsam ab von dem gegenüberliegenden Glärnisch, als seien ihre Umrisse mit Phosphor an eine dunkle Wand gezeichnet. Der Föhn schien sich mit Vorliebe an der Gestalt des seltsamen Mannes zu beschäftigen, und wenn er ihm die grauen Locken über das jugendliche Gesicht wehte, so schien es, als ob er ihm in's Ohr flüstern wollte von all' dem Taumel und Unheil, die er mit seinem glühenden Hauch schon angefacht. Und wie auf Befehl stürzte er hinab auf das am Boden kauernde Weib und wühlte in ihren Haaren und nestelte an ihrem Busen und die Falten des weißen Gewandes hoben und senkten sich wie schimmernde Wogen wilder Leidenschaft.

„Uscella!" wiederholte der Junker und seine Stimme erklang noch leiser und eindringlicher, und der Föhn fuhr klirrend an das Fenster.

Die Fallthür blieb halb offen, als ob das Weib nicht mehr die Kraft habe, sie ganz emporzuheben.

Adelar von Rhäzün trat zu ihr und kniete neben ihr nieder, da wo sie kauerte, die Hand am Ring der halboffenen Thür. Ihr bleiches Haupt war auf die Brust gesunken und die schwarzen Locken fielen darüber herab.

Langsam löste der Junker ihre Hand von dem eisernen Ringe. Sie ließ es geschehen und — die Fallthür fiel geräuschvoll zu.

Die Frau schrak zusammen und fuhr sich mit den Händen über das Gesicht, als wolle sie den Zauber abstreifen, der ihr die Sinne umhüllte.

„Hab' Erbarmen, Adelar! Nicht diesen Namen! Nicht dieses Wort!"

Noch sprach sie Deutsch. Adelar von Rhäzün antwor-

tete ihr Romanisch mit jener wunderbaren Mischung von Römischen Stammsilben und Keltischer Wortbildung, wie sie jener fast verklungenen Sprache zugleich Deutsche Kraft und Italienische Weichheit verleihen.

„Uscella! Täubchen!" flüsterte er, „die Mutter schläft! Hörst Du ihre tiefen Athemzüge? Hörst Du, wie der Föhn an den Schindeln zerrt? Was erschrickst du, Täubchen? Das ist die Schneelavine, die in den Abgrund stäubt. Die ganze Natur ist in Aufruhr — selbst der kalte Schnee vermählt sich mit dem brausenden Sturzbach! Flattere Täubchen! Liebe mich, Uscella! Sage mir, daß Du mich liebst."

„Ich liebe Dich!" flüsterte Uscella Romanisch mit dem verschämten Ton, wie vor zehn Jahren. Aber als wäre der Laut ihrer eigenen Stimme ein Dolchstich, fuhr sie mit einem wilden Schrei empor und flüchtete in die entgegengesetzte Ecke.

„Erbarmen, Rhäzün! Erbarmen!" rief sie, aber diesmal Romanisch. „Du weißt nun, daß ich ein verrätherisches Weib, eine schlechte Mutter bin. Sei zufrieden damit. Flieh, weit von mir! Verachte mich, und ich will Buße thun für meine Schuld und die treue Magd meines braven Mannes, meiner unschuldigen Kinder sein. Laß mich Dein Angesicht nicht mehr schauen, Rhäzün! Hab' Erbarmen mit mir! O nicht diesen Blick!"

Der Himmel hatte sich wieder mit dunkeln Wolken überzogen, welche in wilder Flucht dahinrasten, der Fröhn rüttelte in immer heftigeren Stößen an dem hölzernen Belvedere, als wolle er die Liebenden unter seinen Trümmern begraben, und von Zeit zu Zeit ließ die Rathhausglocke in kurzen hastigen Tönen ihre Mahnung durch die Luft erschallen.

Der Junker von Rhäzün hatte sich aufgerichtet und stand mit verschränkten Armen da. Seine Gestalt war nur mehr

in undeutlichen Umrissen zu erkennen, aber seine Augen leuchteten, und seine Haare schimmerten wie mattes Silber.

„Uscella!“ sagte er wieder, und in dem Ton der Stimme, mit der er diese drei Silben aussprach, lag die Geschichte einer ganzen Jugendliebe vom süßesten Getändel bis zum wildesten Taumel der Leidenschaft, bis zu den selbstmörderischen Qualen der Eifersucht.

Und der Föhn stürmte herein und nahm die Worte von den Lippen des Redenden, und wie der Choral von tausend Orgeln zitterte es durch alle Nerven des liebendenden, verzweiflungsvollen Weibes: Uscella!

„Du bist nicht gut, Rhäzün! Ich wußte es stets!“ stammelte sie abgebrochen und stoßweise, als reiße ihr die geheimnißvolle Macht des wilden Wetters draußen das Geständniß von den Lippen. „Du bist nicht gut, Rhäzün! Wenigstens nicht das, was man gut nennt! Aber Du hast eine Macht über mich, die ich nicht zu durchbrechen suche, und mit diesem einzigen Namen zauberst Du mich in eine Zeit, die vorbei ist, die vorbei sein muß. Du bist groß, aber Du bist nicht edel, Rhäzün! Du bist hoher Thaten fähig, aber nicht der kleinsten Entsagung! Sei nur einmal edel, Rhäzün! Geh fort, weit fort und suche mir nicht mehr zu begegnen, und laß mich langsam sterben in der freudlosen Erfüllung meiner Pflichten. Einmal sei edel Rhäzün! Ich habe Dich belogen, Rhäzün! Das ist ja nicht Liebe, was ich für Dich fühlte, und was meine Glieder lähmt und mein Herz vergessen macht; es ist blos die Macht Deiner gewaltigen Natur — es ist nicht Liebe, sonst wäre ich ja tausend Tode gestorben, statt das Weib eines Anderen geworden. Geh, und ich kann Dich vergessen, in einer Woche — morgen. Du bist zu groß, um mit dem Taumel zufrieden zu sein! Du verdienst eines Weibes ganze Seele!“

Die jagenden Wolken ließen einen Moment das Mondlicht durch, und als flöge auch das Licht auf den Flügeln des Föhns, streifte ein heller Strahl die beiden Gestalten. Uscella lag auf den Knien und streckte die gefalteten Hände empor zu dem Junker, der mit gekreuzten Armen lächelnd vor ihr stand. Es lag etwas vom Erzengel Gabriel und von Lucifer, von Marc Aurel und von Nero in diesem Gesicht . . .

Der Mondstrahl flog vorüber. Der Junker sprach: „Jetzt lügst Du, Uscella! Deine Seele gehört mir, und ihre Flügel schlagen vor Entzücken! Horch! Die ganze Natur ist in Aufregung über unser Glück. Die Lüfte kämpfen mit einander vor Entzücken. Des Weltgeists Riesenharfe singt unser Hochzeitslied!"

Sie schaute ihm mit irrem Blick ins Antlitz, das sie trotz des Dunkels so genau sah, als wäre es von der Mittagssonne angestrahlt, und ihr Körper zitterte. Dann schritt sie langsam und automatengleich, als würde sie von einer unsichtbaren Macht bewegt, an ihn heran.

Er öffnete seine Arme und schloß sie wieder, und Uscella ließ ihr bleiches Haupt willenlos und matt herabsinken auf die hünenhafte Schulter des Junkers von Rhäzün.

Es pochte hastig an die Fallthüre. Der Junker warf drohend den Kopf zurück, und seine Fäuste ballten sich. Uscella blieb ruhig.

„Es ist die Magd, die mir ankündigt, daß mein Gatte nach Hause kommt. Ich muß Dich verlassen, Rhäzün!"

„Aber Du kommst wieder!" keuchte der Junker, und wie vorhin leuchteten seine Augen in der Dunkelheit, und er faßte die beiden Handgelenke Uscella's.

„Sobald meine Kinder eingeschlafen sind und mein

Mann über seiner neuen Deutschen Grammatik sitzt, komme ich wieder, und unser Schicksal mag sich erfüllen, Rhäzün."

Noch immer hielt der Junker die Handgelenke Uscella's und man hörte seinen lauten verzweiflungsvollen Athem.

Uscella machte sich sanft los und hob die Fallthüre: „Ich komme, Rhäzün, ich komme!"

Der Junker schaute ihr nach in die dunkle Oeffnung, in die sie langsam hinabstieg, und lange, nachdem sich die Thür über ihr geschlossen hatte, blickte er noch immer auf dieselbe Stelle.

Dann trat er ans Fenster. Es war einen Augenblick Ruhe eingetreten in der Natur, und obwohl der Mond schon wieder hinter den hohen Bergwänden verschwunden war, welche Glarus zu dem abgeschiedensten Winkel der Erde machen, so leuchteten die Sterne dafür um so heller, und ihr Glanz hob das klare Dunkelviolett der Nacht noch eigenthümlicher hervor.

Dort drüben, über jenem zerrissenen Gebirgskamm, lag das Engadin, seine Heimath. Die Tage seiner Kindheit dämmerten vor ihm auf, er sah den kleinen Thalwinkel, wo sein Vater, obwohl aus Rhätischem Stamm, durch die Vermählung mit dem angesehensten Romanischen Mädchen und durch seine Hinneigung zu Sitte und Sprache der Romanen Oberhaupt und Führer dieses auf seine Eigenthümlichkeiten so eifersüchtigen Stammes geworden war.

Adelar von Rhäzün hatte seinen Vater nie gekannt. Vor seiner Erinnerung schwebte nur eine hohe Frauengestalt mit grauen Locken und schwarzen brennenden Augen, von jener imposanten Hagerkeit der Formen, wie sie dieser Vermischung der Keltischen und Römischen Race eigenthümlich ist.

Sie lehrte ihn in den alten Romanischen Schriften lesen,

sie schickte ihn stets auf die Spur des ersten Bären, die sich im Schnee zeigte.

Als Adelar zwei junge Adler nach Hause brachte, die er aus dem Neste geholt, weinte sie vor Freude und als er nach alten Mustern die ersten Romanischen Verse machte, küßte sie ihn zum ersten Mal. Das zweite Mal küßte sie ihn, als sie starb.

Sie pflanzte ihm Haß ins Herz gegen Alles, was Deutsch oder Italienisch war, sie lehrte ihn, diese rauhen Thäler, welche kaum ein Viertel des Jahres den Segen genießen, den man Sommer nennt, als den Mittelpunkt aller Länder anzusehen, den Romanischen Stamm als den edelsten und ältesten, berufen zur Herrschaft über alle anderen.

Er sah sie auf dem Sterbebette, wie sie die hageren Hände nach ihm ausstreckte und sich von ihm versprechen ließ, nie ein anderes Weib zu nehmen als ein Romanisches und nie eine andere Heimath zu suchen, als das aus Holz und aus den Steinen einer nahen Ruine zusammengefügte Häuschen, das die Bauern pietätvoll hochtrabend „das Schloß“ nannten.

Er hatte nach Romanischer Sitte selbst das Grab der Mutter gegraben und ihren Leichnam der Erde übergeben und beim Leichenschmaus hatte er, mit Thränen um die Mutter in den Augen, den wilden Schwur gethan, den Kampf der Romanen gegen das Deutsche und Welsche Element fortzusetzen, und gegen die Eingriffe der protestantischen Professoren von Chur in die Schranken zu treten, wie die Väter seiner Mutter gegen die Lateinische Macht der Deutschen Bischöfe gekämpft.

Er hatte seinen Schwur gehalten und den ersten Deutschen Schulmeister mit bewaffneter Hand vertrieben, aber darob die Heimath und die Geliebte verloren.

Er hatte fliehen müssen, von den Deutschen Professoren in Acht und Bann erklärt.

Er sah Uscella, wie sie an seinem Halse hing, ihn mit den thränenleeren Augen verzweiflungsvoll anstarrte, weil sie nicht mit ihm fliehen konnte, sondern ihre kranke Mutter pflegen mußte.

Sie hatten sich keine Eide geschworen, aber Uscella hatte ihm mit ihrer tiefen Stimme gesagt: „Ich bin Dein Weib — so wie Du mich verlassen, findest Du mich wieder. Und wenn es zwanzig Jahre dauert, bis Du zurückkehrst."

Und dann war er hinausgezogen in die Welt, und die Welt war ihm so groß erschienen und so gewaltig gegen die enge Heimath. Er mußte die verhaßten Sprachen der Deutschen und Welschen sprechen, denn Niemand verstand die Laute seiner Heimath — aber jene Sprachen ließen ihn staunend in die Unendlichkeit des Wissens und Könnens blicken und er stand beschämt vor seinen Vorurtheilen.

Das erhabene Bild der sterbenden Mutter, durch deren Segen er sich gefeit glaubte, sank zu einer gewöhnlichen Frau herab, deren Andenken er nur mehr ehrte, weil sie seine Mutter gewesen und ihn so sehr geliebt hatte.

Seine heldenhaften Mitkämpfer im Kampf gegen die Deutschen schrumpften vor seinem Auge zusammen zu gewöhnlichen Bauern und Uscella . . .

Ja, Uscella! Er hatte schwer an ihr gefrevelt. Deshalb war auch der Vorwurf auf seiner Lippe erstorben, da er sie als eines Andern Weib traf.

Auch sie war ihm klein erschienen, als ihm alles Fremde im zauberhaften Glanz der Neuheit sinnbethörend entgegentrat . . . .

Doch sie hatte er nur kurze Zeit ganz vergessen. Die wilde Naturkraft, die sein ganzes Wesen ahnen ließ, die

Leidenschaft des Romanen, die mit einem Schlag ihrer Tatze alle die Formen der Gesellschaft zermalmen zu können schien, und doch das Kleinste anstaunte, wie ein überraschtes Kind — das war für die blasirten Frauen der Pariser Gesellschaft, mit denen Adelar zuerst Bekanntschaft machte, etwas so Neues und Pikantes, daß ihre Huldigungen auch aus ihrer gewöhnlichen Form heraustraten und ihn lange Zeit über ihre innere Hohlheit zu täuschen vermochten.

Kaum aber war der junge Bär des Engadin im Genuß gesättigt, vom Taumel erwacht, so trat auch wieder anfangs schwach und blaß, dann immer voller und blühender das Bild des Romanischen Bauernmädchens vor ihn hin.

Er wollte ihr schreiben. Aber was hätte er ihr schreiben sollen? Die einfachen Wendungen, die rauhen Formen seiner Muttersprache vermochten nicht die sonderbaren Gefühlscombinationen auszudrücken, mit welchen er seine Treue und sein Leben hätte in Einklang bringen müssen. Und lügen? Er hatte das nie gelernt und es hätte in der Zunge seiner Heimath auch sehr sonderbar gelautet . . . .

Und dann war ihm auch, sowie er wieder zum Andenken der Geliebten zurückgefunden, als bestehe fortwährend zwischen ihnen ein seelischer Rapport, er sah sie, wie sie der Mutter die Arznei gab, wie sie mit dem Arzt rathschlagte, wenn er nach Wochen wieder einmal über die Berge kam und wie sie seufzend auf die Höhen stieg, um die schmale Fahrstraße zu überblicken, auf der er fortgezogen . . .

Auch sie wußte ja jetzt, daß es eine Welt, eine weite, weite Welt gebe, wo ihr Liebstes ruhelos umhergeworfen ward.

So ging's von einem Land zum andern, von einem Welttheil zum andern; was der Genuß nicht mehr konnte, that die Gefahr, seine Haare ergrauten, aber sein Geist

blieb stark und sein Körper titanenhaft. Sein Herz wurde immer leerer und in dieser Leere erstand die Heimath in immer entzückenderen Farben und immer verführerischer wurde das Bild des Romanischen Bauernmädchens.

Er kehrte zurück. Niemand kannte ihn mehr. Wo man einst nur die Sprache seiner Mutter gehört, boten Deutsche Krämer Deutsche Waare feil, zogen die Touristen der ganzen Welt.

Die Hütte Uscella's hatte ein Bergsturz hinweggefegt, er selbst war verschollen erklärt worden, der Canton hatte „das Schloß" verkauft und an seiner Stelle stand ein prachtvolles Hotel.

Fast Niemand sprach mehr Romanisch — der Junker von Rhäzün faßte sich mit Schrecken ans Herz, denn er war sich bewußt, daß die Sprache, welche ihn zum denkenden Menschen gemacht, jetzt mehr seine Muttersprache war, daß er sie mehr liebte, als die eigenthümlichen Laute, die er einst so hoch gepriesen.

Was er gedacht, was er gelitten, als er das Schicksal Uscella's vernommen, er wagte sich nicht mehr daran zu erinnern.

Aber das wußte er, das Uscella das Einzige blieb, was ihn noch an die Welt fesselte, und mit dem ganzen Lebensdrang seiner energischen Natur klammerte er sich daran fest und drang in ihre Familie und wollte sie von Gatten und Kindern reißen. Selbst das Gebot der sterbenden Mutter mußte seiner Leidenschaft zum Vorwand dienen . . .

Die Fallthüre hob sich und Uscella erschien. Mit einem wilden Schrei, der draußen von einem erneuten Ausbruch des wilden Föhn erwidert wurde, stürzte er auf sie

zu und bedeckte ihr Gesicht und Hände mit stürmischen Küssen.

Sie ließ es geschehen, sie murmelte nur: „Meine Kinder, meine armen Kinder!"

Adelar von Rhäzün antwortete mit einer Verwünschung, und, als ob die Natur empört darauf Antwort geben wolle, machte die neuerwachende Wuth des Wüstenwindes den Thurm erbeben.

Der Junker riß Uscella nach dem Divan. Sie sprach nur tonlos: „Meine Kinder! Meine Kinder!"

In diesem Augenblick hörte man unten eine männliche Stimme.

Adelar von Rhäzün sprang auf die Fallthür zu und schob den Riegel vor.

Man versuchte zu öffnen und pochte.

Uscella lag ruhig und bleich auf dem Divan, die Augen weit offen. Neben ihr, die Hand auf ihrer Brust, stand Adelar von Rhäzün und heftete die Blicke wild auf die Fallthür, die von immer heftigeren Schlägen erdröhnte.

„Willst Du mein Weib werden, Uscella! So zertrete ich der Natter den Kopf, die zu uns heraufzüngelt."

„Hab' Erbarmen, Adelar, mit meinen Kindern!" stöhnte Uscella. „Ich kann nicht."

Die Feuerglöcke ertönte, vom Klönthal sah man hellen Feuerschein. Eine abseits von der Stadt gelegene Spinnerei stand in Flammen.

Die Fallthür krachte unter den Anstrengungen, sie zu öffnen. Der Thurm erzitterte unter der Wuth des Sturmes.

„Dann zur Hölle mit uns und mit ihnen!" rief Adelar von Rhäzün.

Eben wich die Thür den Anstrengungen des von außen Eindringenden und ein ernstes und strenges Angesicht er-

schien — da näherte der Junker seine Hand dem Vorhang des offenen Fensters; der Vorhang loderte zischend empor.

Der Föhn stürmte heulend herein und in einem Moment stand das Erkerstübchen in Flammen.

Der Föhn griff hinein und trug die Flamme über die unglückliche Stadt .....

Als es Morgen wurde, war Glarus Brandstätte oder Schutthaufen.

Von Engadin kam eine weiße Taube und schwebte über dem qualmenden Grabe von Adelar und Uscella; der Föhn, der noch immer mit Heftigkeit wüthete und das Feuer auch in die entfernteren Theile der Stadt trug, suchte sie hinwegzureißen. Sie kämpfte eine Zeit lang mit ihm, dann wurde sie nach Norden getrieben.

Eine Stunde von Glarus fand ein Bauer das Gedicht Adelar's und darauf die Schlußverse:

Gleich Flammenschrift ich's mir bewußt
Bei meinem wilden Werben,
Ich könnte mit Dir in rasender Lust,
Mund an Mund und Brust an Brust,
Hier oben jauchzend sterben!

Ihr Schicksal hatte sich erfüllt. Die Ursachen zu dem großen Brande von Glarus sind ein unbeschriebenes Blatt in der Geschichte der Schweiz. Solche Blätter gehören dem Dichter.

Rabemann.

Baron von Scharnheim und seine Schwester kehrten von einer Morgenpromenade zurück.

Der Rentmeister Baron von Scharnheim und seine Schwester liebten sich sehr, so sehr, daß die Baronesse sich bis jetzt nicht hatte entschließen können, eine der vielen Bewerbungen anzunehmen, die ihr ihrer Schönheit, ihres Reichthums, zumeist aber wohl einer Bildung wegen entgegengebracht worden waren, welche über die herkömmliche Erziehung eines jungen Ostpreußischen Edelfräuleins weit hinausreichte.

Sie war nur wenige Jahre jünger als ihr Bruder, und trotz ihrer noch immer andauernden Reize jener Grenze ziemlich nahe gekommen, wo man wohl eine gefeierte Frau sein kann — aber als Mädchen doch immerzu jenem leisen instinctiven Bedauern ruft, welches die Ahnung der ewig zu Recht bestehenden Naturgesetze in jede Menschenbrust gelegt.

Die zarte Aufmerksamkeit jedoch, womit der Baron seiner Schwester den schweren Pelzmantel abnahm, die Wärme, mit welcher er ihr zum Abschied die Hand drückte, um sich in sein Bureau zu begeben, versöhnten einigermaßen mit dem eigenthümlichen Verhältniß der beiden Geschwister.

— Wir sagen einigermaßen, denn volle Sympathie kann uns ein Zustand nicht abgewinnen, welcher, blos durch eine gewisse Leidenschaftslosigkeit aufrecht erhalten, den schönsten und hervorragendsten Lebensbedingungen hindernd in den Weg tritt.

Bei aller Noblesse wohnte den beiden Wesen eine gewisse Zurückhaltung inne, die ihren aufrichtigsten Bestrebungen manchmal etwas Frostiges gab.

So stand Therese von Scharnheim in der Residenz, woher sie gestern ihrem Bruder gefolgt, im Rufe großer Wohlthätigkeit. Aber die Armen liebten sie nicht, denn sie fühlten instinktmäßig, daß die schöne Baronin zu ihnen kam, mehr um einer Pflicht gegen sich selber zu genügen, als weil sie wirklich mit den Leidenden und Hungernden zu fühlen vermochte.

Eine ähnliche Erscheinung bietet die Beamtenlaufbahn des Baron von Scharnheim. Von altem Adel, protegirt, geistreich, verband er mit einer großen juristischen und national-ökonomischen Bildung einen unermüdlichen Eifer für das ihm anvertraute Amt, den redlichsten Willen, sich dem Theile des großen Ganzen, auf den er einzuwirken vermochte, möglichst nützlich zu machen.

Er war einer der tüchtigsten Arbeiter des Ministeriums gewesen, aber dennoch schien es manchmal, als ob seinem Wirken denn doch jener Götterfunke mangle, den man Seele heißt, und als ob die Feder, welche durch ihre geistreichen und gewissenhaften Essays juridischen und volkswirthschaftlichen Inhalts sich die Gunst der Vorgesetzten in so hohem Grade erworben, noch nie von dem warmen gesunden Herzschlag des Volkes erbebt wäre.

Er war erst zwei Tage an seinem jetzigen Wirkungskreis. Es war eine besondere Auszeichnung für den noch

jungen Beamten, daß man ihn über die Staatseinkünfte einer Gegend setzte, auf deren Nothschrei gerade jetzt Europa überrascht zu lauschen begann. Europa wollte nicht begreifen, daß ein geordneter festgegliederter Staat, welcher so eben die schlagendsten Beweise seiner Gesundheit und Kraft gegeben, einem seiner Theile nicht helfen könne, der am Nothwendigsten darbte.

Der junge Beamte wußte das besser. Man hatte ihn, bevor er die Residenz verließ, ganz genau instruirt, daß die ganze Hungersnoth fast nichts sei, als eine Farce der Demagogie, ein Kunstgriff der Opposition, daß die Zustände der betreffenden Landestheile nicht die beneidenswerthesten seien, daß daran aber nur die Indolenz und der böse Wille der Bevölkerung Schuld sei und daß die Regierung die Verpflichtung habe, durch eine wohlthätige Strenge einen phlegmatischen Volksstamm zu seinem eigenen Besten aufzurütteln. Allerdings haben dieses Jahr, sagten dem Baron Scharnheim seine Gönner, Mißernte und ein sehr früh eintretender Winter die lang bestehenden Uebelstände gesteigert. Die Umsturzpresse habe nun diese oft wiederkehrende Lage geschickt zu einem Parteimanöver benutzt und eine Aufregung und Unzufriedenheit künstlich erzeugt, welche von selber nie entstanden wären.

Derart waren die Lehren, welche dem Rentmeister Baron von Scharnheim auf seinen neuen Posten mitgegeben worden waren. Man hatte ihm, eine besondere Concession an den geistvollen Beamten, dies Alles mit statistischen Nachweisen belegt und ihn eindringlichst vor unberechtigter Sentimentalität gewarnt. Wohlangebrachte Strenge sei das Wohlthätigste für seinen Bezirk.

Allerdings waren der Baron und seine Schwester auf ihrem heutigen Morgenspaziergang auf ganz sonderbare

Scenen von Verwahrlosung und Elend gestoßen, der Baron hatte auch seine Schwester darauf aufmerksam gemacht, aber jedes zu große Mitleid war augenblicklich wieder verscheucht worden durch Züge trotzigen Stumpfsinns, womit selbst halbnackte im Schnee kauernde Kinder die eleganten Fremdlinge betrachteten.

Es war gewiß ein Zeichen edler Gesinnung, daß die Baronin sogleich an die Errichtung einer Kinder-Arbeitschule dachte.

Auch Erwachsene waren ihnen begegnet, abgemagerte und zerlumpte Weiber, aber Niemand hatte sie begrüßt und von einem Manne, der vor seiner Thür kauerte, hatten sie auf einige Fragen nur eine höhnische abweisende Antwort erhalten.

Es war also klar, daß man ihn in der Residenz ganz richtig instruirt hatte über die Ursachen des Nothstandes. Das Benehmen der Leute gegen einen Beamten gab auch hinlänglich Zeugniß für die fortgesetzten Wühlereien der Opposition.

Was den Baron vollends vor jeder falschen Sentimentalität behütete, war der Umstand, daß er Niemanden arbeiten sah. Die Frage, was und für wen die Leute hätten arbeiten sollen, wo Alles darbte, legte sich der Herr Rentmeister freilich nicht vor.

Alle diese Eindrücke beschäftigten denselben, als er in sein Bureau trat.

Er griff nach den Zeitungen, die mit der Morgenpost angelangt, auf seinem Pult lagen. Er durchflog sie und lächelte bitter. Die alten Klagen, die alten Mahnungen an die Regierung, thatkräftig und ausgiebig zu helfen. Als einer der hilfsbedürftigsten Theile ward sein eigener District genannt. Die Bevölkerung sei sonst die fleißigste und intelli-

genteste und verdiene alles Mitgefühl. Der Baron von Scharnheim legte unwillig das Blatt bei Seite, das er in Händen hielt. Er wußte das besser — er hatte auch den Schulzen des Ortes gesprochen, einen ganz vernünftigen gutgesinnten Mann, der ihm auch noch die Lehren seiner Vorgesetzten bekräftigte. Allerdings hatte der Schulze etwas Lauerndes in seinem Benehmen und auch gesprächsweise fallen lassen, daß ihm der frühere Rentmeister seine Verwendung zugesagt, daß er für seine Verdienste einen Orden erhalte — aber das letztere war ja verzeihlich, nach Auszeichnung geizt ja alle Welt, warum nicht ein Dorfschulze, und was Unthätigkeit und schlimmen Geist der Bevölkerung anbelangt, so hatte sich der Rentmeister ja selber davon überzeugt.

Es pochte.

Der Baron hob erwartungsvoll den Kopf. Vorladungen waren, weil gewöhnlich ohne Erfolg, nicht mehr erlassen worden, und die freiwilligen Besuche waren selten. Der Rentmeister hatte ein sehr würdiges und vornehmes Aussehen, nachdem er sich rasch durch den blonden Backenbart gefahren war und die Haare an den Schläfen sorgfältig geglättet hatte. Sein blaues Auge schaute imponirend und das zarte Gesicht zog sich in ernste Falten. Eine der weißen aristokratischen Hände stützte sich auf die Stuhllehne und die andere ruhte leichtgeschlossen auf dem Rücken. Der Herr Rentmeister war eine schöne achtunggebietende Erscheinung, und er wußte es.

„Herein!" rief der Baron mit einem energischen klangvollen Tenor.

Der Eintretende war ein sehr alter Mann und trug die Uniform eines Steuerboten.

Das Gesicht des Rentmeisters verlor alle angenommene

Würde; mit einer Herzlichkeit, deren man ihn nicht hätte fähig halten sollen, trat er auf den alten Mann zu und legte die Hand auf dessen Schulter.

„Guten Morgen, Rabemann! Ich freue mich, den ersten Rapport von Ihnen zu empfangen. Doch setzen Sie sich, alter Freund! In Ihrem Alter macht man Meldungen nicht mehr stehend."

Der Baron rückte eigenhändig einen Stuhl in die Nähe des alten Mannes. Ueber die harten Züge des Greises zuckte es, als ob eine Bewegung mit der anderen kämpfe. Er lehnte mit der Hand die Freundlichkeit seines Vorgesetzten ab.

„Lassen Sie das, Herr Baron!" sagte er, „meine Beine sind jünger als mein Kopf und Herz. Ich komme, um Sie zu bitten, da der Herr Cassirer auf einen Tag abwesend ist, einstweilen die Steuern und Taxen aufzubewahren, die ich heute eincassirt habe."

„Aber warum behalten Sie das Geld nicht bei sich, bis Sie es direct an den Cassirer abliefern können? Ich würde Ihnen noch zwölfmal größere Summen anvertrauen, Rabemann!" sagte der Rentmeister lachend.

Wieder zuckte es über das gefurchte Antlitz des alten Mannes, das durch eine furchtbare quer darüber laufende Narbe noch mehr entstellt wurde.

„Sie würden mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie es nähmen, Herr Baron! Mein Gedächtniß wird immer schwächer und dann möchte ich das Geld los sein."

Baron Scharnheim betrachtete den alten Bedientesten mit einem Erstaunen, in welches sich etwas Unwille mischte.

„Sie wissen, Rabemann! Ich habe Sie zu gerne und ehre zu sehr Ihr Alter und Ihre Verdienste, als daß ich Ihnen nicht auch eine Grille verzeihen sollte. Geben Sie!"

Er befreite einen Theil seines Schreibtisches von den Papieren, die ihn bedeckten, und wartete schweigend, bis der Bote aus seiner Ledertasche einzelne in Papier gewickelte und überschriebene Pakete herausgenommen und von ihrer Hülle befreit hatte.

Der Bote bewaffnete sein Auge mit einer großen Hornbrille, zählte schweigend die Thaler auf und verglich die Summe mit der Liste, die er in der linken Hand hielt.

„Das ist die Classensteuer aus dem Dorfe! Ich habe nun Alles eingetrieben, bis auf die Steuer des Wirthes Haumwitz, der gestern gestorben ist und seiner Wittwe nicht einmal die Begräbnißkosten hinterlassen hat. Da die Gemeinde das Begräbniß besorgt, so glaubte ich, hier Umgang nehmen zu müssen."

„Gewiß!" entgegnete Baron Scharnheim billigend und warf einen Blick auf all das Geld. „Doch wie steht's denn mit dem Rückstand eines gewissen Peter Blind, eines Schusters, auf dessen Böswilligkeit ich besonders aufmerksam gemacht worden bin. Sie kennen ihn ja."

Die Furchen im Gesichte des Steuerboten arbeiteten ganz furchtbar und seine Brille trübte sich.

„Peter Blind hat bezahlt — wenn auch nicht baar, so doch mit Gegenständen, welche die Steuerforderung nebst den letzten Pfändungskosten vollkommen decken."

Der Beamte schaute triumphirend auf. Er hatte weder auf den düsteren Ton, noch auf das seltsam zuckende Antlitz des alten Mannes geachtet.

„Sehen Sie?! sage ich's Ihnen nicht, daß es blos Heuchelei war, von der Sie immer sich foppen ließen. Unter Ihrer alten Brust schlägt das Herz eines Kindes, Rabemann. Vorgestern noch sprach ich in der Residenz mit dem Minister über die Lage. Er warnte mich sehr vor der

Verstocktheit dieses Volkes. Jetzt, wo Sie einmal ernstlich in die Leute dringen, können sie bezahlen. Glauben Sie mir, geht man dem Hungergespenst nur einmal recht zu Leibe, so schaut es uns zuletzt mit vollen rothen Backen an. Meine Schwester meinte heute auch so, als sie mit mir durch's Dorf ging."

Der Baron hatte mit einiger Selbstgefälligkeit dem Strom der eigenen Rede gelauscht, ohne aufzublicken. Als Rabemann aber noch immer schwieg und selbst das Geldaufzählen eingestellt hatte, wandte er sich um.

Der Alte machte immer vergeblichere Anstrengungen, das laute Schluchzen zu unterdrücken, und sein Gesicht verzog sich dabei zu den furchtbarsten Grimassen.

Der Baron sprang auf und schüttelte den Alten an den Schultern.

„Ja, um des Himmels Willen, was ist Ihnen denn, Mann? Sie sehen ja aus zum Verzweifeln."

Mit einer gewaltsamen Anstrengung unterdrückte der alte Mann die äußeren Zeichen seiner Bewegung und seine Stimme klang fast ruhig, als er antwortete:

„Herr Baron! Ich bin nur ein schlichter alter Mann, der nichts kennt von der Weisheit hoher Herren. Ich weiß nur, was ich mit meinen eigenen Augen sehe, dann glaube ich aber auch nicht, daß es etwas anderes sei. Ich habe Ihnen gestern gesagt, wie es hier in der Gegend steht. Sie aber glauben den hohen Herren hinter ihren Sammttapeten und Spiegelthüren und dem Schulzen, dem Gott das Unrecht verzeihen möge, das er den Armen schon angethan. Ich kann's nicht ändern, aber ich kann es auch nicht aushalten, Herr Baron! Das Brod ist zu hart, um das ich diene, Herr Baron. Sie sagen es ja selbst, ich sei ein altes Kind, ich tauge nicht mehr zu dem Geschäft, lassen Sie mich

darum das Amt niederlegen, das ich nicht mehr pflichtgemäß zu erfüllen weiß."

Der alte Mann hatte das Alles rasch im Tone zornigen Schmerzes hervorgestoßen. Sein Vorgesetzter schaute ihm fast mit Bestürzung in's Gesicht.

„Was faseln Sie da? Sie sind mir vom Minister noch eigens anempfohlen, Sie sind mein Freund, nicht mein Untergebener! Schon mein Vater kannte Ihre Redlichkeit und Pflichttreue."

Die Erregtheit des alten Mannes hatte sich etwas gelegt und seine Stimme klang nur mehr traurig, als er antwortete.

„Verzeihen Sie mir meine Heftigkeit, Herr Baron! Ich habe heute zu viel Elend und Jammer gesehen und das hat meinen schwachen Kopf ganz verwirrt gemacht. Ich kann den Dienst nicht mehr versehen. Sie wissen, daß ich nahezu zwanzig Jahre an der Grenze war, da wo der Schmuggel am frechsten betrieben wurde. Aber mir wichen die Schwärzer schon von Weitem aus, denn sie wußten, daß jeder mir gehörte, der mir auf Schußweite nahe kam. Da war ich rücksichtslos und rauh, aber es war auch ein Kampf Aug' um Aug' und Zahn um Zahn."

Der alte Mann hatte sich allmälig wieder in eine große Erregung hineingesprochen, seine gebeugte Gestalt wurde stramm und aufrecht, seine runzelige Hand ballte sich, als halte sie einen Zolldieb an der Gurgel, und sein graues Auge, das gewöhnlich zur Hälfte von den müden Lidern bedeckt war, blitzte drohend. Ruhiger, aber immer noch mit energischer Stimme fuhr er fort:

„Drei Menschen verloren dort ihr Leben durch meine Büchse; es macht mir wenig Kummer. Es waren Schurken, recht abgefeimte Schurken, und wären sie mir Meister ge-

worden, sie hätten mich sterben lassen, qualvoller, als der Heiland auf Golgatha gestorben ist. Als ich zu alt geworden war für diesen schweren Dienst, erhielt ich auf Verwendung Ihres Herrn Vaters das leichte Amt eines Steuerboten. O, Herr Baron! Dieses leichte Amt ist entsetzlich schwer, viel schwerer, als wenn ich noch die langen Nächte halberfroren am Hohlweg lauern müßte. Viel schwerer, als für das eigene Leben fürchtend die Hand gegen einen Mörder zu erheben."

Baron von Scharnheim war erschüttert. Die rauhe Beredsamkeit des alten Mannes trug zu sehr den Stempel der Wahrheit, als daß er ihm mit einer seiner gewohnten Redensarten hätte entgegnen können. Endlich sagte er mit auf den Boden gehefteten Blicken:

„Ich fühl' es selbst, daß unser Amt ein schweres ist. Doch es ist noch besser in unseren Händen, als wenn es verständigere, härtere Leute rücksichtslos verwalten würden."

„Sie mögen Recht haben, Herr Baron! Doch Alles hat seine Grenze. Ich kann nicht mehr. Lassen Sie sich erzählen, was ich heute gesehen habe. Ich hatte mir Ihre und des Herrn Ministers Lehren recht zu Herzen genommen, Sie hatten mir das Alles so schön auseinandergesetzt und bewiesen, daß ich schließlich selber glaubte, die Leute sehen nur aus Malice so schlecht aus, und Baumrinde sei eigentlich eine recht schmackhafte Speise. Ich war so recht resolut. Ich hatte sogar gegen meine Gewohnheit am frühen Morgen zwei Bittere genommen, um mir Respect zu verschaffen. Ich komme in's Dorf. Das erste Haus dort ist, wie Sie wissen, das des Bauern Lehmann, des Töchterchen so hübsch geworden. Der Bauer war sonst immer sehr freundlich mit mir gewesen und hatte mir immer ein Gläschen aufgesetzt, wenn ich die Steuer holte. Das war nun freilich nicht mehr

zu erwarten — aber wenigstens ein anderes Gesicht hätte er machen können. Denn er fraß mich fast mit den Blicken. Seine Frau, Mutter Anna, hatte den Schürzenzipfel vorm Gesicht .... Ich aber bin ganz ernst und frage, ob man mich endlich einmal bezahlen könne. Da greift der Bauer in seine Tasche und schleudert mir einen Haufen Thaler vor die Füße. Nehmt Euer Blutgeld, so schrie er mir in's Gesicht, und kommt mir nimmer auf die Schwelle. Ich weiß nicht warum, ich wurde gar nicht einmal böse. Ich hob von den Thalern auf, was mir gehörte, legte ihm die Quittung auf den Tisch und ging .... Als ich zum Nachbar Schmidt kam, erfuhr ich dann, daß sich Marieken, die schöne schlanke Dirn verkauft habe ..."

„Verkauft?

„Ja, damit sie die Steuer können zahlen, daß sie für den Winter Kartoffeln haben, hat sich das schöne Marieken in eine von den Spelunken der Residenz führen lassen, woraus, wie man sagt, der Weg nur in's Spital oder auf den Kirchhof führt. Dort liegt das Geld — sehen Sie! dort die neuen Thaler!"

Baron von Scharnheim tritt mit einem Schauder zurück.

„Schweigen Sie!"

„O, es rührt sich ebenso glatt an, wie alles andere!"

Baron von Scharnheim fuhr sich mit der Hand unstät über die Stirne. Er war sehr bleich geworden. Seine Hand zitterte.

Er murmelte. Es klang fast, als ob er von der Stadt der Intelligenz und Humanität spräche. Dann wandte er sich heftig nach dem Erzähler um:

„Ich fange an, meine gute Meinung von Ihnen zu verlieren, Rabemann! Sie sind ein alter Comödiant! Wenn das alles wahr ist, was Sie mir erzählen, warum erzählen

Sie nicht schneller? Warum machen Sie immer so große Pausen — erzählen Sie. Die schmutzige Geschichte war zu lang und wenn die Dirne etwas werth gewesen wäre . . . . ."

Die Stimme des alten Boten unterbrach den Baron ernst und verweisend.

„Herr Baron! Ich kannte das Mädchen von Jugend auf und sage Ihnen, das sie brav war. Und wenn sie nicht den Muth hatte, ihres Hauses Schmach, dem Hunger und der Pfändung ihrer Habe ins Angesicht zu sehen, so haben wir, die des Tages dreimal bei der Mahlzeit sitzen, und des Nachts in warmen Betten schlafen und uns die Seel' am heißen Ofen wärmen — nicht Sie, Herr Baron, nicht ich, haben das Recht, sie zu verdammen."

Aufrecht und erhaben stand der alte Mann in seiner abgetragenen Uniform vor seinem Vorgesetzten. Der stolze Baron, der bisher nur vor Ministern und seinem Monarchen den Blick zur Erde geschlagen, suchte verlegen dem Adlerblick des Alten auszuweichen.

„Die Eltern aber!" begann er endlich, wie halb überzeugt von der Richtigkeit seines Einwurfs.

„Wenn der Vater Rathsherr wäre, so hätte er ohne Zweifel wie ein Rathsherr gehandelt. So aber hat er sechs Kinder und Hunger," sagte Rabemann mit bitterem Nachdruck.

„Genug!" rief der Baron ärgerlich. „Sie sollen Brod bekommen! Was starren Sie mir denn so seltsam ins Gesicht? Habe denn ich sie verkauft?"

Die noch eben stolz aufgerichtete Gestalt des alten Boten sank wieder zusammen, und gebeugt und traurig, mit halbgeschlossenen Augen, stand er wieder vor seinem Vorgesetzten, als sei er vor seiner eigenen Kühnheit erschrocken.

„Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß der heutige Gang mich ganz wirr gemacht hat.“

Die Demuth des Alten hob das Selbstgefühl des Barons wieder etwas.

„Und von wem wissen Sie denn das Alles?“

„Mir hat es der Vater des jungen Wilhelm Aden erzählt, der jetzt am Dammbau zu Dornewitz arbeitet und hungert, daß die Seinen nicht verhungern. Er war der Bräutigam Marieken's. Sein Vater gab mir seinen silbernen Verlobungsring, um ihn für die Steuer zu verkaufen und meinte, der Willem werde das Marieken wohl nicht mehr zur Frau begehren.“

Wieder hatte der Alte seine Stimme zur bittersten Ironie gedämpft. Der Baron trat mit allen Zeichen der höchsten Aufregung auf ihn zu.

„Und Sie Schurke nahmen den Ring?“

Ruhig blickte der Alte dem Zürnenden ins Gesicht. „Und wenn ich ihn nahm, hatten Sie mir nicht die größte Strenge anbefohlen?“

Baron von Scharnheim schlägt sich vor die Stirne.

„O unbedachtes Wort, du rächst dich zu schwer!“

„Sie haben noch nicht Alles gehört,“ begann der Alte wieder und der Rentmeister schaute ihm mit einer Art abergläubischen Furcht ins Gesicht. „Je weiter ich ins Dorf hinunter kam, desto bitterer wurde die Noth. In kalten Stuben, da kauerten die Hungernden beisammen und hatten dennoch die Steuer schon bereit, damit ihnen nicht der Exekutor die letzten wärmenden Fetzen wegtrage.“

„Und Sie nahmen das Geld, Rabemann?“

„Warum denn nicht? Sie haben mir ja die größte Strenge anbefohlen! Das Schwerste aber stand mir noch bevor.“

„Das Schwerste?"

„Ja, ja! Jener Schuster Blind!"

Baron Scharnheim's Antlitz war weich und elegisch geworden. Bei Nennung dieses Namens verfinsterte es sich.

„Das ist der widerwärtige Kerl, der mich und meine Schwester heute Morgen mit Blicken maß, als wollte er uns in Gift und Galle ertränken. Und nach Ihnen, Rabemann, hat er ja vor Kurzem die Axt geworfen."

„Sie wissen?"

„Ja, der Schulze hat mir davon erzählt!"

„Nun ja, er hat es gethan! Doch wenn ein Mensch so viel Elend auf dem Rücken hat wie der, und es kommt dann noch ein Kerl wie ich, um ihn das Herzblut noch vollends auszusaugen, so verzeihe ich es ihm und wenn er mich getroffen hätte."

Baron Scharnheim schaute seinem Untergebenen mit Verwunderung ins Gesicht und fügte bei:

„Doch sagt man, nur Arbeitsscheu und Bosheit sei der Grund seiner Armuth."

„Wer sagt's denn?" entgegnete Rabemann, als gelte es seinen eigenen Sohn zu vertheidigen. „Die Nachbarn, weil er nicht winselnd ihren guten Rath erfleht und seine Kinder lieber hungern sieht, als daß er um eine Arbeit bettelt. Der Pfarrer sagt's, weil Bind ein eifriger Katholik ist, der Schulze sagt's, weil er ihn nicht wählt ... In manchen dieser Dinge ist der Mann wohl sehr schlecht berathen, aber das scheint mir kein Grund, ihn zu drücken. Will man nicht jede Wahl, warum wählt man dann überhaupt? Will man nicht jede Religion, warum baut man denn für jede Kirchen und weiht Priester ein. Und wo man die ehrliche Arbeit für Almosen hält, da ist es ohnehin am würdigsten zu verhungern. So hat der arme Schuster wohl auch gedacht, denn als ich zu

ihm kam, da saß er stumpf und finster brütend unter der Thüre. Seine zwei hungerkranken und frostgeschüttelten Jungen suchten vergeblich, ihn in's Zimmer zu ziehen und so die Schließung der Thüre zu ermöglichen. Ich ging an ihm vorüber nach dem Innern der Stube. Nur noch ein Bett stand darin. Alle Wände waren kahl. Auf dem Bett da lag die Frau des Blind mit ihrem neugebornen Kindlein. Sie schaute mich ganz starr und seltsam an und ihr Gesicht glühte ganz eigenthümlich. Es erschien auf einige Schritt Entfernung fast schön, aber in der Nähe entsetzlich mager. Sie lachte, dieses Lachen ging mir durch Mark und Bein. Ich selber habe, wie Sie wissen, nie ein Weib gehabt. Als Grenzaufseher da hatte ich Anderes zu thun, als mit Mädchen zu charmiren, auch ist an der Grenze der Schmuggler bei den Frauen fast immer lieber gesehen, als wir; aber wenn ich selbst in späteren Jahren eine Mutter sah, die ihrem Kinde den eigenen Leib als Nahrung bot, war mir immer, als ob ich das Haupt entblößen müßte, und leise Thränen rannen mir oft über's Gesicht. Aber was ich hier mit ansah, das erfüllte mich mit Schauder. Ich weiß nun, daß das Weib im Hungertyhus lag und ihre Augen nur im Fieberwahnsinn also glänzten. Das kleine Kind wimmerte immer leiser. Da richtete sich die Mutter auf, schreit laut: Es stirbt! und will aus dem Bette. Ich springe hinzu — doch zu spät. Das Kind fällt zu Boden und rollt mit blutiger Stirne vor die Füße des Vaters, der eben herein wankt. Die Mutter bricht zusammen."

Rabemann machte eine Pause und fuhr mit der Hand über die Augen. Der Rentmeister stand regungslos mit weitgeöffneten Augen. Seine festgeschlossenen Fäuste zitterten convulsivisch.

„Der alte Blind," fuhr Rabemann nach einer Pause

fort, „sah das Kind zu seinen Füßen etwa so an, wie man einen Sperling betrachtet, der vom Baume fällt. Die Mutter lag mit schäumendem Munde am Boden und schlug mit den Fäusten um sich. Des Schusters Jungen flüchteten sich entsetzt vor mir, den sie vielleicht für die Ursache all der Schrecken ansahen — nur der Schuster sah mich kindisch lachend an und sagte: Ihr wollt also die Steuer und die Pfändungskosten! Nehmt doch dort das Bett, die hat es nicht mehr nöthig. Der Schuster war verrückt!"

Rabemann schwieg und blickte finster auf den Boden. Der Rentmeister trat in höchster Aufregung auf ihn zu und schüttelte ihn bei den Schultern. Die Hände zittern, mit denen er ihn anfaßt.

„Und Sie, Sie nahmen es?"

Rabemann stand wieder aufrecht vor dem Baron und wies nach dem Geld auf dessen Pult.

„Zählen Sie dort das Geld, Herr Baron! Es ist Alles baar bezahlt — was kümmert den Fiscus das Uebrige!"

„Aber mich!" rief der Baron und trat mit geballten Fäusten und blitzenden Augen vor Rabemann. „Wer gab Ihnen denn das Recht, ein Wort, das ich im Eifer achtlos ausgesprochen, als schwersten Fluch mir zurückzugeben? Wenn ich einen Gräuel im Wahnsinn fordere, haben Sie dann das Recht, ihn auszuführen? Ja, Wahnsinn ist die gleißnerische Weisheit, die der Hunderttausende Schicksal regeln will und nicht des Wurmes Leben fristen kann. Wahnsinn die heuchlerischen Phrasen unserer Schulweisheit, die sich in das wärmste Herz einschleichen, um alle Menschlichkeit drin zu erwürgen. Und Du, Bluthund . . ."

Der Baron hatte sich in immer größere Wuth hineingesprochen und maß mit Blicken der tiefsten Verachtung den

vor ihm stehenden Alten und hob die Hand auf, als wolle er ihn schlagen.

Da trat Baronin Therese dazwischen. Hinter ihr stand die Mütze drehend, in peinlichster Verlegenheit der Krämer des Dorfes.

„Halt Eduard!" rief sie. „Kein hartes Wort! Beugen wir uns in Ehrfurcht von diesem alten Mann. Was er heute als Steuer gebracht und was er noch im Dorfe vertheilt, im Namen der Regierung, wie er den Leuten sagte, sind seine Ersparnisse seit vierzig Jahren."

Rabemann, der dem Zorn des Barons ruhig und ehern gegenübergestanden und sich nicht von der Stelle bewegt hatte, erröthet, wie ein hinter der Schule ertappter Knabe und stottert:

„Sie wissen, gnädigste Baronin! Ich hatte doch ...."

Baronin Therese trat mit leuchtenden Augen und glühendem Antlitz auf den alten Mann zu und faßte ihn bei beiden Händen.

„Ja, Freund, der brave Mann hier, Euer Vetter, hat Alles geplaudert. Denke Dir, Eduard! Er hat seine eigene Wohnung für die Familie Blind hergegeben, er hat die Familie Lehmann mit Geld versehen und dem Scheusal, das die Marie mitgenommen, die Polizei nachgesandt. Marie ist bei mir und ihr Bräutigam hat ihr verziehen. Ich will sie ausstatten."

Rabemann wirft dem Vetter Krämer einen bösen Blick zu, der ihm aber nicht recht gelingen will.

„Verzeiht ihm," bat Baronin Therese lächelnd. „Als Ihr alles Euer Geld bei ihm holtet, war der gute Mann eben mit Recht besorgt, daß Ihr im Alter Noth leiden möchtet und bat mich um Rath. Ich habe ihm bereits die betreffenden Summen wieder eingehändigt. Keinen Dank!

Danke ich Euch ja so unendlich viel — nämlich die Erkenntniß, daß ich bis jetzt für meine leidenden und darbenden Mitmenschen nichts gethan habe. Euer Beispiel soll mich ermuntern, in ihren Hütten der Armuth die wilden Schläge des kranken Herzens abzulauschen und Ihr sollt mein Führer sein; nicht wahr, Ihr versprecht mir das, Rabemann?"

Rabemann küßte gerührt die Hand der Baronin.

Der Baron hatte, nachdem er sich von seiner Ueberraschung erholt, ans Pult gesetzt und einen langen Brief geschrieben. Jetzt war er damit fertig, er siegelte ihn und kam wieder zur Gruppe.

„Rabemann," sagte er, „dieser Brief sei die Sühne für meine Verblendung. Ich melde darin, mit Umgehung des Dienstweges, dem Minister, wie es hier in der Gegend steht, und stelle die dringende Bitte um ausgiebige Hilfe. Ueberbringen Sie ihn selbst und geben Sie die nöthigen Erläuterungen. Erlauben Sie, daß ich Sie umarme, Rabemann!"

Einige Wochen später war Rabemann mit vollem Gehalte pensionirt, der Rentmeister in's Ministerium zurückversetzt. Baronin Therese ist überall, wo sie weilt, der Segen der Armen.

Die rothe Maus.

Erzählung eines Wahnsinnigen.

Ich ging mit meinem Freunde Markus Baumgartner über Feld. Er war zehn Jahre lang Lehrer der Deutschen Sprache in einer Erziehungsanstalt zu Paris gewesen und nun zurückgekehrt in seine Heimath.

Wir hatten uns in der Residenz getroffen und dem Andringen des alten Freundes nachgebend, hatte ich ihn nach A . . . . begleitet, wo wir beide unsere Gymnasialstudien gemacht.

Ich selbst halte viel auf Erinnerungen aus meiner Jugend, aber die unruhige Hast, mit der Markus sich an die unbedeutendsten Details anklammerte, um mit ihrer Hilfe in die Vergangenheit zurückzuklettern, wurde mir fast unheimlich.

Auch in seinem übrigen Benehmen war er sehr sonderbar. Seine Stimmungen wechselten jeden Augenblick. Selbst seine Mittheilungen über Paris waren abgerissen und lückenhaft, ja sich manchmal geradezu widersprechend.

In dem einen Augenblick behauptete er, daß es blos eine Stadt gäbe auf der Welt, in der man leben könne, nicht blos essen und verdauen, und das sei Paris, dann wie-

der pries er ganz dithyrambisch die idyllische Ruhe des nebenbei bemerkt sehr vernachlässigten Nestes, in dem wir uns befanden, für alle, deren Seele vergiftet sei von dem Pesthauch der großen Städte.

Bald rannte er die eine Straße hinauf bis in die Mitte, um dann plötzlich ohne Grund umzukehren und ein gleichgiltiges Gemäuer anzustaunen, an dem wir vor zehn Minuten vorübergekommen waren.

Ich muß gestehen, die sichtbare Unruhe Baumgartner's steckte mich an und versetzte meine Nerven in einen ganz unangenehmen, unstäten Zustand.

Die alten, schlechtverputzten Mauern gewannen unter den erregten Ausrufen des Freundes ein ganz phantastisches, bizarres Aussehen, mein Kopf schmerzte und ich war froh, als er mich aufforderte, den einsamen Feldweg mit ihm einzuschlagen, den wir an schulfreien Nachmittagen so oft nach einem nahen Flüßchen gewandert waren, um dort zu baden.

Nun hatten wir zwar jetzt October und die Badezeit war also längst vorüber. Auch hatten wir zwei gesetzte Männer doch andere Rücksichten zu beobachten, als fünfzehnjährige Schüler. Der Weg bot gar nichts Interessantes, er führte über Haideland und magere Wiesen, welche selbst durch die massenhaft hier angelegten Mäuse- und Maulwurfs-Colonien und einige knorrige, phantastisch beschnittene Weiden nichts von ihrer Einförmigkeit verloren.

Ein gleichmäßig grauer trockener Herbsthimmel spannte sich über uns, als wollte er ein Bild geben von der Trostlosigkeit einer zerrütteten Seele, und unter unsern Füßen lag ein unebener Feldweg, auf dem Markus, ohne Rücksicht, wie oft er strauchelte, rasch dahin eilte.

Manchmal wühlte ihm ein über die Haide sausender

Windstoß einzelne Stränge seines schwarzen Haares unter dem Hut hervor und legte sie ihm über das unheimlich blasse, knochige Antlitz, ohne daß er sie entfernte.

Die bewegte Luft schien Markus wohlzuthun, denn er athmete manchmal tief auf und seine eingesunkenen großen Augen wandten sich mit einer Art wilder Freude nach dem Theil des Horizonts, woher der Wind kam.

Da blieb Markus plötzlich stille stehen und sah umher. Ich bemerkte, daß ihm der Schweiß in dicken Tropfen auf der Stirne stand und knöpfte ihm rasch den Ueberrock zu, denn der Wind blies schärfer uud anhaltender und seine Brust war blos mit einem Hemde bedeckt. Er ließ sich meine Sorgfalt gefallen, als verstehe sie sich von selbst, oder als wisse er nicht, was mit ihm vorgehe. Bei der Gelegenheit sah ich, wie mager seine Gestalt geworden.

„Schau hier diesen Stein!" sagte er, indem er auf eine verwitterte Feldmarke deutete, mit kindischer Freude, „auf diesem Stein ruhten wir immer aus, damit wir nicht zu warm in's Bad kamen. Komm! wir wollen uns hier niedersetzen, wie ehemals."

„Das werden wir wohl bleiben lassen," sagte ich, „denn erstens bist Du zu echauffirt, um Dich hier auf freiem Felde ruhig vom Wind anblasen zu lassen und dann mögen wir doch in den letzten zwanzig Jahren so viel an leiblichem Umfang zugenommen haben, daß wir nicht mehr, wie ehemals, Beide darauf Platz haben."

Markus hörte offenbar nicht, was ich ihm sagte. Mit fast kindischem Interesse betrachtete er sich den Stein und setzte sich darauf und lächelte und sah rings umher . . .

Da plötzlich zuckte er zusammen, daß er fast nach rückwärts das Gleichgewicht verloren hätte, seine Kniee zogen sich zitternd aufwärts, sein Hals wurde viel länger, als er

in Wirklichkeit schien, alle seine Gesichtszüge spitzten sich nach vorn zusammen zu einem Ausdruck neugierigen Schreckens. Seine sonst tief in den Höhlen liegenden Augen traten weit vor, die beiden Hände hatte er vorgestreckt, und wies mit den zitternden Zeigefingen auf den Boden, ein schauriges Lachen gurgelte aus seiner Kehle, in dem ich mit Mühe die oftmals wiederkehrenden Worte unterscheiden konnte: „Die rothe Maus, die rothe Maus!"

Der seltsame Ausruf des Freundes verlor seine Lächerlichkeit durch die sichtbare Angst, welche seinen ganzen Körper erschütterte. Unwillkürlich folgte ich mit den Blicken der ausgestreckten Hand und trotz der Interesselosigkeit des Gegenstandes, dem der Ausruf galt, fragte ich „Wo?"

„Dort!" dort!" rief er und seine große Gestalt schrumpfte fast ganz in sich zusammen auf dem Stein und nur die mageren Hände streckten sich bebend nach vorn und die schwarzen Augen glänzten fieberhaft. „Siehst Du nicht, wie sie dort zwischen den zwei gelben Grasbüscheln hockt und mich so giftig ansieht? Grade so glotzte sie immer aus ihrem Käfig, wenn Mary Greening mit mir auf dem Divan saß und mir die Irischen Volkslieder sang . . ."

Ich strengte meine Augen an, aber ich sah Nichts. Ich ging nach der bezeichneten Richtung, ohne etwas wahrzunehmen.

„Gott sei Dank! jetzt ist sie fort?" seufzte Markus und der Knäuel seiner krampfhaft zusammengezogenen Glieder löste sich allmälig. „Gott sei Dank! Das schreckliche Thier macht mich noch verrückt," setzte er schaudernd hinzu.

Es wirkte beinahe wohlthuend auf mich, daß der Freund selber das verhängnißvolle Wort aussprach, das mir seit einigen Minuten Herz und Kehle zusammenschnürte.

Der Freund stand auf, nicht ohne noch einige Male sich scheu umzusehen und nahm meinen Arm.

„Komm! Gehen wir nach Hause! Es ist recht unheimlich hier!" sagte er halblaut, als fürchte er sich, gehört zu werden, indem er mich fortzog.

Markus hatte Recht, es war sehr unheimlich. Der Wind, das einzige Leben des weiten Plans, hatte sich gelegt, kein Blatt regte sich mehr an den spärlich belaubten Weidenstämmen, die mit ihren dicken knorrigen Rindenköpfen uns entgegengrinsten. Alle Augenblicke war mir, als müßten sich die Maulwurfshügel rings umher beleben und Millionen der von Markus so gefürchteten rothen Mäuse auf uns ausspeien.

Markus wurde allmälig ruhiger und sah sich nur von Zeit zu Zeit schüchtern um.

So kamen wir nach Hause, das heißt in das schlechte Gasthaus, wo wir Quartier genommen. Es war fast dunkel, als wir dort anlangten.

Ich hatte nicht gefragt, der Freund mir keine Aufklärungen gegeben. Ich wollte ihn nicht auf seine fixe Idee zurückbringen und er schien in Gedanken weit weg, vielleicht mit Miß Greening auf dem Divan, während sie ihre Irischen Volkslieder sang; wenigstens war sein Gesichtsausdruck allmälig ruhiger geworden.

In der Behaglichkeit des etwas erwärmten Zimmers schwand auch allmälig das fremdartige Gefühl, das mir centnerschwer auf der Brust lag, zu einem zwar schmerzlichen, aber milden Bedauern. Ich beschloß, den ersten günstigen Moment zu benutzen, um mich zu entfernen, und einen Arzt zu consultiren.

Markus bestellte bei der eintretenden Aufwärterin ein Glas heißen Grogk.

Als sich die Aufwärterin entfernt, erhob ich Einsprache.

„Spirituosen werden Dich nur noch mehr aufregen.“

Der Freund blickte mich erstaunt an und in seinem Blick lag nicht ein Schatten Irrsinn.

„Ich bin nicht im Geringsten aufgeregt. Mich friert und darum will ich heißen Grogk!“

„Es wird doch besser sein, wenn Du eine warme Suppe genießest — sonst könnte doch Deine Vision wiederkehren,“ sagte ich ängstlich.

„Meine Vision?“ antwortete Markus. „Welche Vision?“

„Nun ja — die rothe Maus!“ sagte ich verlegen, denn fast erschien es mir, als habe mich der Freund nur zum Besten gehalten.

Ein seltsames Zucken ging wieder über das Gesicht des Freundes und ein Schauer schüttelte seinen Körper. Er faßte meinen Arm und drückte ihn und sah sich furchtsam um.

„Sprich nicht davon! Sie wird früh genug wiederkehren!“ flüsterte er. „Sie verfolgt mich selbst in die Häuser. Es ist furchtbar! Und ich kann doch nichts dafür, daß Miß Mary gestorben ist. Ich war nicht ihr Mörder, bei Gott nicht!“

Dabei preßte er meinen Arm krampfhaft und seine Finger zuckten.

Ich betrachtete den Freund so aufmerksam, als es meine zunehmende Angst für seinen Verstand zuließ. Meine Hoffnung, daß das Ganze nur ein Scherz sein könne, schwand immer mehr.

Er sah wieder ganz ruhig und nachdenklich vor sich hin. Dann setzte er sich.

Ich begann wieder:

„Entweder treibst Du mit mir ein Possenspiel, welches

unseres Alters und unserer langjährigen Freundschaft unwürdig ist, oder Du bist krank. Sei also ernst oder ich schicke nach dem Arzt!"

Das Erstaunen, mit dem mich Markus ansah, konnte kein erkünsteltes sein.

„Nach dem Arzt? Und was soll der?" fragte Markus neugierig.

„Dich von Deiner rothen Maus curiren!" sagte ich entschieden und streckte die Hand nach der Klingel aus, denn in der That schien mir Markus nicht ganz die Fähigkeit zu besitzen, den Faden eines Gespräches festzuhalten.

Ein schallendes Gelächter hielt mich auf halbem Wege zurück.

„Du hältst mich also für verrückt?" rie Markus.

„Ja," antwortete ich entrüstet, „oder für den schlechtesten Spaßmacher von der Welt."

Markus wurde wieder ernst. Er sah eine Zeit lang gerade vor sich auf den Boden nieder. Dann hob er rasch den Kopf, faßte mich am Arm und zog mich nach dem alterthümlichen Sopha. Seine Hand war ruhig.

Wir setzten uns. Die Aufwärterin erschien wieder und brachte uns Licht und für Markus das dampfende Getränk.

Als die brennende Talgkerze auf dem Tisch stand und Markus das Glas an den Mund führte, ruhig und gewöhnlich, wie alle anderen Menschen, erschienen mir mit einem Mal alle meine Befürchtungen lächerlich.

„Höre!" sagte Markus und legte seine Hand bedeutsam auf die meinige. „Ich weiß, was Dir auffällt. Du hältst es nicht für möglich, daß so ein kleines Geschöpf, daß ein unvernünftiges Thier überhaupt einen Menschen fortgesetzt verfolgen und quälen könne. Hättest Du erlebt,

was ich erlebt habe, so würdest Du anderer Meinung sein. Uebrigens ist es auch ein thörichtes Vorurtheil, daß die Thiere vernunftlos seien. Die Sprache fehlt ihnen, das ist Alles!"

„Ja, so sage mir doch in des Himmels Namen, was hast Du denn erlebt, das Dich auf alle diese sonderbaren Grillen gebracht hat!"

„So höre!" sagte Markus und nachdem er sich nochmals im Zimmer umgesehen und wohl die Hälfte seines Glases auf einen Zug geleert hatte, begann er:

„Ich hatte in Paris nicht viel Gehalt. Du weißt, daß ich aus Armuth gezwungen gewesen war, meine Studien zu unterbrechen. Die Wohnungen in der Nähe des Instituts, wo ich zu thun hatte, waren theuer. Selbstverständlich mußte ich also sehr nah dem Himmel wohnen und dennoch siebzig Francs monatlich dafür bezahlen. Mein Zimmer lag an der Ausmündung des Straßburger Boulevard, dem Bahnhofe gegenüber. Wie die meisten Häuser der innern Boulevards, hatte mein Hotel garni vor allen Stockwerken flache durchlaufende Balcons, deren durchbrochene Eisengeländer von der Ferne aussehen wie riesige Dachrinnen. In der That hat man hinter diesen Geländern auch kaum Platz genug zum Stehen. Mir genügte jedoch dieser Platz, um allabendlich, wenn ich von meinem Tagewerk heimkehrte, mich hinauszustellen und schwindelfrei wie ich damals war, hinabzusehen über den Straßburger Boulevard, wo die bunten Toiletten der Frauen und die dunklere Kleidung der Männer sich bizarr vermengten bei dem Schein des Lichts, mit dem ja Paris so verschwenderisch ist. Zwischen dem Gewühl, den beleuchteten Läden und den Laternen der Trottoirs hoben sich dann von Ecke zu Ecke die Zeitungskioske matt glänzend ab mit ihrem weißbemalten Glas, und dazwischen drängten

sich die zweiräderigen Lastfuhrwerke mit ihren vielen einzeln vor einandergespannten Pferden, rasselten die gefüllten Omnibusse, drängten sich die Wagen. Und dazwischen kamen und gingen auf dem Straßburger Bahnhof die Züge, es pfiff, es läutete und stampfte, schrie . . . . Ich hatte Freude an diesem scheinbar unentwirrbaren Knäuel, denn ich wußte, daß jedes Theilchen, jeder Ton, jedes Wesen Zweck und Ziel hat und eine eigene berechtigte Existenz, die nie ganz in der Wechselwirkung aufgeht . . ."

Ich schaute den Freund fragend ins Gesicht, denn ich verstand ihn nicht ganz. Er bemerkte das nicht, sondern fuhr fort:

„Ich sah, wie der spärlicher beleuchtete Boulevard Magenta seine dunkleren Massen hereinströmen ließ in den buntschimmernden Strom des Lebens und Vergnügens, der Arbeit und Verzweiflung — und weit hinten blinkten die weniger beleuchteten Fenster des Montmartre schlaftrunken herab . . . . . Es war sehr schön da oben und ich stand dort oft bis tief in die Nacht, bis das lebende Paris von der Straße verschwunden war und die Lumpensammler aus den Spelunken des Quartier Mouffetard hervorkrochen und mit ihren Blendlaternen, von oben anzuschauen wie Glühwürmer, durch die Gossen wandelten. Dann ging ich stets ins Zimmer, um diese Geschöpfe des Elends und der Nacht nicht mehr zu sehen.

Eines Abends, als ich wieder meinen gewöhnlichen Observationsposten einnahm, klirrte neben mir die Fensterthür des Nebenzimmers und nur durch die schwache eiserne Stange von mir getrennt, welche das Balcongeländer mit der Mauer verband, erschien Miß Greening."

Markus Stimme bebte, als er diesen Namen aussprach. Er faßte sich jedoch sogleich wieder und fuhr mit einer Hast,

welche seltsam gegen die vorhergehende träumerische Breite seiner Erzählung abstach, fort:

„Miß Greening war ein eigenthümliches Wesen, größer wie Du, fast sechs Schuh groß, schlank bis zur Magerkeit. Ihr Gesicht war eigenthümlich. Es glich einem mit Haut überspannten Todtenkopf, aber einem schönen Todtenkopf, denn ihr Gesicht war schön. Nur wenn sie lachte, wenn sich die fast unsichtbaren Lippen des breiten Mundes zurückzogen über die starken, etwas noch vorn geschobenen Zähne, da konnte ich selbst später, als wir uns liebten, einen leisen Schauer nicht überwinden. Und als sie todt war und so grinsend da lag und auf ihrer Stirn die rothe Maus, die wüthend auf mich zustürzte — es war gräßlich!"

Der Freund sprang auf und rannte einige Male im Zimmer auf und ab. Dann blieb er neben mir stehen, ohne sich jedoch ganz zu mir zu wenden:

„Darum konnte sie auch nicht küssen!" sagte er.

„Und was that sie denn statt dessen?"

„Sie biß," antwortete Markus und bei dem Andenken schüttelte ihn ein Frost, von dem man nicht wußte, gehöre er einer wonnevollen Erinnerung oder dem Abscheu. „Sie biß mir mehrere Male die Lippe durch und durch und lachte wie toll, als sie das Blut sah. Es war ein sehr eigenthümliches Wesen. Ich glaube ich habe sie noch mehr gefürchtet als geliebt."

Der Freund saß wieder in der Ecke des Sopha und ließ das Haupt auf die Brust sinken. Das Licht hatte einen langen, verkohlten Docht und flackerte unstät, die alterthümlichen Möbel rings umher gespenstisch beleuchtend. Keiner von uns dachte daran, es zu putzen.

„Doch was geschah denn auf dem Balcon?" fragte ich.

Markus fuhr zusammen, als habe ich ihn jäh aus dem Schlafe geweckt.

„Auf dem Balcon?“ fragte er. „Ja, da hat sie mir gesagt, daß sie am Tage zuvor während meiner Abwesenheit mein Zimmer besucht und dort eine Menge Wandschränke gesehen habe, die ein Mann unmöglich alle brauchen könne. Ich möchte ihr doch zwei abtreten für ihre Kleider. Sie sprach ein sehr schlechtes Französisch.“

„Ein eigenthümliches Benehmen für eine gesittete Dame,“ warf ich ein.

„Gesittet war sie auch nicht, was man so heißt,“ antwortete Markus. „Aber stolz. Was bei andern Menschen alle andern Tugenden mitsammen thun, that bei ihr der Stolz.“

„Und Du hast ihr die Schränke eingeräumt?“

„Gewiß; es war mir im ersten Augenblick nicht angenehm, aber ich hatte nicht den Muth, es abzulehnen. Miß Mary hatte eine eigenthümliche Garderobe. Lauter sonderbar gemachte Kleider und bizarr zusammengestellte Farben, Braun und Grün, Grau und Gelb, Rosenroth und Scharlach. Ich fragte, wozu sie die vielen Kleider nöthig habe, ob sie denn viel in Gesellschaften gehe. Sie antwortete: Nein, mit Ausnahme ihrer Lehrstunden im Conservatorium, dessen Elevin sie sei, bringe sie die meiste Zeit zu Hause zu. Wozu denn dann die vielen Kleider? fragte ich. Für mich! sagte sie und lachte zum ersten Mal, wie Undine, die keine Seele hat. Ich putze mich für mich selber und rede oft stundenlang mit meinem Bild im Spiegel. — Das war richtig,“ sagte Markus; „ich belauschte sie einmal selber dabei. Als sie so lebhaft mit sich selber sprach in einem Englischen Dialect, den ich nicht verstand, da schauderte ich vor ihr. Ich schaute von der Balconthür in ihr Zimmer. Die rothe Maus saß

auf ihrer Schulter und lachte ebenfalls in den Spiegel. Ihre Haare waren genau von derselben Farbe, wie die rothe Maus. Als ich Mary zum ersten Mal auf dem Balcon sah, da trug sie lange Locken. Da wunderte ich mich, warum sich die eine Locke immer bewege, und als ich genauer hinsah, da kletterte die rothe Maus daran empor. Als ich ihr mein Erstaunen ausdrückte über das seltsame Lieblingsthier, lachte sie und ließ die Maus auf den Rücken ihrer Hand kriechen und hob sie in die Höhe ihres Mundes, und die Maus trank ihr von den Lippen. Damals dachte ich, dieses Weib könnte ich nie küssen."

„Und es ist anders gekommen?" fragte ich.

Die Augen meines Jugendfreundes öffneten sich groß und weit. „Schon am nächsten Abende war ich toll und hätte sie in meinen Umarmungen erstickt, wenn nicht die rothe Maus mich in den Finger gebissen hätte."

So wenig seine seltsame Schilderung bis jetzt noch auf Geistesstörung schließen ließ, so eigenthümlich berührte es mich nun, wenn Markus das Wort verrückt oder toll aussprach. Mir schien es da fast, als wolle er seiner schrecklichen Krankheit spotten.

„Es muß allerdings lästig sein," sagte ich gezwungen, „die Gesellschaft der Geliebten stets mit einem Thier theilen zu müssen, das gewöhnlich für sehr widerlich gilt und von allen andern Leuten verabscheut und verfolgt wird."

„Das sagte ich ihr auch," antwortete Markus nachdenklich, „und fragte sie, warum sie nicht lieber schöne weiße Mäuse halte. Da antwortete Miß Mary aber, weiße Mäuse seien dumm."

Der tiefe Ernst, womit Markus das sagte, erschreckte mich auf's Neue.

„Doch um damit zu Ende zu kommen," begann Markus

wieder mit plötzlicher Lebhaftigkeit. „Schon am nächsten Tage betrat Miß Mary durch die Balconthür meine Zimmer und hantierte in den ihr eingeräumten Kästen, als ob sie bei mir zu Hause oder ich gar nicht auf der Welt wäre. Ich stand eben vor dem Spiegel und band meine Cravatte. Ich war etwas ärgerlich und gedachte mich gegen ähnliche Störungen für die Zukunft dadurch sicher zu stellen, daß ich kurz grüßte und dann in meiner Beschäftigung fortfuhr. Mary kniete neben einer Hutschachtel und sah manchmal zu mir empor; es schien fast, als ob sie mich auslache. Plötzlich sprang sie auf und trat auf mich zu. In der Hand hielt sie eine blaue Cravatte von einem so sonderbaren Blau, wie ich es nie gesehen, und grauen Rändern.

„Nehmen Sie diese Binde, mein Herr! In Ihrer schwarzen sehen Sie aus, wie ein Bäcker," sagte sie.

Ich wies die Cravatte beleidigt zurück. Sie lächelte, als ob das sehr lustig sei.

„Werden Sie die Binde auch nicht tragen, wenn sie meine Lieblingsfarbe ist und Sie mich heute Abend ins Odeon begleiten sollen?"

„Nein, denn ich werde Sie auch nicht ins Odeon begleiten," antwortete ich.

„Warum nicht?" fragte sie noch immer lächelnd.

„Weil ich nicht gern in Ihrer Gesellschaft bin," sagte ich so derb als möglich.

„Sie sind verrückt!" sagte Mary.

„O nicht im Mindesten; ich liebe nur meine Selbstständigkeit und halte so energischen Damen gegenüber Galanterie für überflüssig."

Da stand Mary auf, stellte sich neben mich vor den Spiegel, wo ich noch immer meine Cravatte band und schaute meinem Spiegelbild ins Gesicht. Sie lachte fortwährend.

„Soll ich Ihnen sagen, warum Sie nicht mitgehen wollen?“ fragte sie.

„Wenn es Ihnen Spaß macht, sich diese überflüssige Mühe zu geben, meinetwegen.“

„Weil Sie verliebt in mich sind, denn sonst wären Sie nicht so grob,“ antwortete sie sehr bestimmt.

Jetzt war die Reihe zu lachen an mir. Aber es gelang mir nicht recht. Mary sah mir ruhig ins Gesicht. Ihre großen Augen von graugrüner Farbe öffneten sich immer weiter und die zarte Haut des mageren Köpfchens überflog eine leichte Röthe.

Ich lachte nicht lange. Ich war sehr ärgerlich, daß sie sich über mich lustig machte und daß sie glaubte, ich sei in sie verliebt.

Ich antwortete: „Sie haben eine sehr lebhafte Phantasie, mein Fräulein. Aber damit Sie sehen, daß Ihre Gesellschaft ohne alle Gefahr für mich ist, werde ich Sie begleiten. Ich werde sogleich einen Wagen bestellen.“

„Nein, wir gehen!“

„Aber wir brauchen eine Stunde dazu.“

„Im Wagen würden Sie mich küssen und dazu ist es zu früh.“

Es durchzuckte mich elektrisch bei diesen Worten. Etwas wie Schwindel umnachtete meinen Verstand und ich wollte sie in der That küssen.

Sie wand sich wie eine Schlange aus meinen Armen, ehe ich ihren Mund berührt, lachte wie ein Dämon der Hölle und sprang auf den Balcon und von dort in ihr Zimmer. Ich wollte ihr folgen. Sie hatte es verschlossen.

Nach einer Viertelstunde pochte es an meiner Corridorthür. Miß Mary stand außen, trotz der kühlen Witterung in einem trübweißen Kleid mit blaßbraunem Muster und

Stahlperlenverzierung. Auf dem Kopfe trug sie einen Strohhut mit fleischfarbener Rose.

„Legen Sie doch lieber den Pelzmantel an, den Sie bei mir untergebracht haben,“ rieth ich.

„Nein,“ antwortete sie, als ob sie mit sich selber spreche, „bei mir ist es Frühling heute. Wenn Andere Pelze tragen, so ist das kein Grund für mich, in leichter Toilette zu frieren.“

Sie sah mich träumerisch an, so etwa wie Katzen manchmal im Schlaf die Augen öffnen. Da belebte sich plötzlich ihr Angesicht:

„Sieh da! Ich wußte ja, daß Sie meine Cravatte tragen würden.“

In der That, ich hatte die blaue Binde genommen.

„Wer trug diese Binde vor mir?“

„Ein Admiral von sechszig Jahren,“ sagte Mary.

„Der Sie liebt?“

„Ich liebe ihn ebenfalls.“

„Einen so alten Mann?“

„Warum nicht? Er hat wunderschöne weiße Haare und las mir immer die Saturday-Review vor. Er kommt alle Sonntage nach Paris. Er brachte mir auch wieder eine rothe Maus, als die vorige gestorben war.“

Jetzt wußte ich, warum ich die rothe Maus nicht leiden konnte. Warum warf ich die Binde nicht von mir? Sie preßte mir fast die Kehle zusammen.

Auf der Straße betrachteten uns alle Leute und lachten ob Mary's sonderbarem Anzug. Ich war sonst sehr verlegen in solchen Dingen, eigenthümlicher Weise jedoch war mir das damals gleichgültig und ich lachte sogar mit.

Im Theater nahmen wir eine Loge. Die hinteren Sitze sind höher als die vorderen. Mary beanspruchte die beiden

Vorderplätze, um ihre schöne Robe nicht zu zerdrücken, die sie mit großer Sorgfalt behandelte. Ich saß hinter ihr und sie stützte ihren Ellbogen auf mein Knie.

Es war ein sehr rührendes Stück, das man spielte. Mary nahm sehr viel Antheil daran; bei den pathetischeren Stellen zuckte ihr ganzer Körper wie im Fieber. Sonderbarer Weise theilte sich mir das mit.

Als das Theater aus war, gingen wir nach Hause. Sie lehnte es ab, zu fahren. Sie war überhaupt sehr still und traurig. Auf dem Boulevard Poissoniere traten wir in ein Restaurant. Wir aßen. Miß Mary genoß das Fleisch fast roh. Sie sprach nicht. Ein paar Herren hinter uns redeten sehr laut. Mary wandte sich nach ihnen um.

Ich gebot ihr, sie solle geradeaus blicken.

„Warum?“ fragte sie und heftete ihre Blicke glanzlos auf mich.

„Weil ich jenen Menschen ermorde, wenn Sie ihn nochmals anblicken!“ sagte ich. Ich weiß nicht, wie ich dazu kam, aber ich sprach die Wahrheit.

Mary antwortete nicht. Sie lächelte nicht einmal. Ihr Gesicht war wie von Stein. Kalt und todt lag auch ihr Arm in dem meinigen, den ich ihr beim Aufstehen bot.

Wir gingen nach Hause. Sie ging in ihr Zimmer, ohne die Thür hinter sich zu schließen. Ich folgte ihr taumelnd, wie ein Betrunkener.

In der Mitte des Zimmers blieb sie stehen und sah mir in's Gesicht wie eine Todte. Ich stürzte auf sie zu und umschlang sie mit beiden Armen. Sie regte sich nicht. Ihr Körper zitterte nur leise. Aber ihr Gesicht preßte sich auf das meine und ihr Mund auf meinen Mund. Da spürte ich zugleich in der Unterlippe und im Finger, der an ihrer Taille lag, einen heftigen Schmerz. Sie drängte mich von

sich und betrachtete mich lächelnd. Sie hatte mir die Unterlippe durchgebissen. An meinem Finger hing die rothe Maus. Ich schleuderte das Thier weit von mir und bedeckte ihr Gesicht mit blutigen Küssen. Sie lächelte . . .

Ich mußte meine Stellung aufgeben, denn ich hatte nur noch Gedanken für Mary. Ich war den ganzen Tag bei ihr. Mein erspartes Geld ging zur Neige — ich blieb. Ich verkaufte meine Werthsachen und brachte der rothen Maus täglich Gebäck mit. Sie fraß aber Nichts von mir.

Ich war selig und verdammt zugleich und hatte nur einen Wunsch, eines Nachts in den Armen Mary's zu sterben.

Da wurde es wieder einmal Sonntag. Als ich erwachte, sah ich Mary vollständig angekleidet vor dem Spiegel. Ich fragte, wohin sie wolle.

„Ich merke seit Langem, daß Du Dich meinetwegen ruinirst," sagte sie. „Ich will Geld holen bei meinem Banquier."

Ich war empört.

„Ich nehme nie Geld von einem Weibe," rief ich. „Ich werde arbeiten."

„Das kannst Du nicht mehr," sagte sie lächelnd, „weil Du an nichts Anderes denken kannst, als an mich, weil Du nirgend anders sein kannst, als bei mir."

Dabei fuhr sie mir mit der Hand über die Stirne.

„Komme bald wieder!" bat ich, indem ich die Hand küßte.

Sie lächelte traurig und ging.

Da fuhr mir ein gräßlicher Gedanke durch den Kopf.

Ich sprang auf und trat fast unangekleidet auf den Balkon, um ihr nachzusehen. Sie ging langsam den Boulevard aufwärts. In drei Sekunden war ich hinter ihr.

Sie bog bei der Pforte St. Denis nach rechts und ich ging ihr nach. Es war Morgens eilf Uhr und die Boulevards voller Menschen. Ich hatte Mühe, sie im Auge zu behalten. Wenn ich sie aus dem Gesicht verlor, rannte ich fast die Leute um. Man nannte mich verrückt, wohl auch wegen meines unordentlichen Anzugs. Sie ging hinunter bis zur neuen Oper, ich folgte; sie bog in die Rue de la Paix, ich war auf ihren Fersen, sie blieb einen Augenblick vor einem dortigen Juwelierladen stehen. Ich mußte umkehren, um nicht gesehen zu werden von ihr. Sie ging jedoch sogleich wieder weiter in die Rue de Rivoli, über die Place de la Concorde und die Brücke. In der Rue de Lille zog sie die Klingel eines Hotels, das nach vorne blos eine hohe Mauer und ein Portal hatte, wie die alten Häuser der französischen Aristokratie. Eine Seitenpforte öffnete sich, und sie trat ein. Die Pforte schloß sich. Ich läutete ebenfalls und fragte den Schweizer, wer hier wohne.

„Was wünschen Sie?“ fragte dieser. „Wissen, wer das Hotel bewohnt.“ Der Schweizer schlug mir das Fenster vor dem Gesichte zu.

Ich wartete. Ein paar Vorübergehende konnten mir ebenfalls keine Auskunft geben. Wahrscheinlich ein Gesandter, sagten sie. In dieser Straße sind fast lauter Gesandtschaftshotels. Ich wartete zwei Stunden. Der Sergent de ville an der Ecke betrachtete mich bereits aufmerksam.

Da öffnete sich das große Thor, ich stand dicht daneben, und ein Wagen fuhr heraus. Da drinnen saß Mary und an ihrer Seite ein alter Herr mit einer goldbordirten dunkelblauen Mütze, und darunter kamen schneeweiße Haare vor. Mary sah mich, und ihr Gesicht verzerrte sich wild.

Ich wollte auf den Wagen zu, um auf den Tritt zu sprin-

gen. Da fühlte ich mich hinten ergriffen. Der mich festhielt, war der Sergent de ville von der Ecke.

Ich rang mit ihm, und indessen fuhr der Wagen fort.

Ich glaube, ich weinte. Der Polizist hatte Mitleid mit mir und brachte mich nach Hause. Auf dem Wege sah ich in einem Laden ein großes, schönes Messer mit einer sehr glänzenden Klinge. Ich empfand einen sehr lebhaften Schmerz, daß ich das Messer nicht kaufen durfte.

Als ich in Mary's Zimmer trat, war sie bereits da. Sie saß auf dem Sopha und drehte mit den Fingern eine lange Locke auf ihrer linken Seite glatt. Eine zweite Locke hing lang über ihren Rücken hinab, und die rothe Maus suchte an dem sandfarbenen Atlaskleide Mary's emporzuklettern, um die Spitze der Locke zu erreichen. Sie glitt jedoch immer wieder ab. Auf dem Tisch lag eine große Börse, die Mary schnell vor mir verbarg. Aber ich hatte gesehen, daß sie voll Gold war.

Ich blieb vor Mary stehen und betrachtete sie.

Sie schaute nicht in die Höhe, sondern sagte sehr monoton:

„Markus! Sie haben sich wie eine Canaille des Faubourg St. Antoine benommen! Aber Sie haben es aus Liebe gethan. Ich verzeihe Ihnen."

Sie streckte die Hand aus. Die Maus hatte endlich die Locke erreicht, welche elastisch nachgab.

Ich stieß die Hand zurück und sagte ein einziges Wort. Ich hörte, wie es zischte, als ob ein Fremder spräche.

Mary sprang auf. Alles Blut ihres Gesichts schien ihr in die Augen getreten. Sie trat auf mich zu und schlug mir ins Gesicht.

Meiner Sinne nicht mächtig, hob ich sie empor und trug sie hinaus auf den Balcon, um sie hinab zu stürzen.

Da fühlte ich etwas Warmes über meinem Gesicht. Es war Blut, das stromweise zwischen den blauen Lippen Mary's hervorkam. Ihre Augen waren glasig. Sie war todt.

Ein Fieberfrost rüttelte die Glieder Markus Baumgartner's. Er stierte gerade vor sich hin in die Ecke des Zimmers. Dann fuhr er fort:

„Die Polizei brachte mich weg. Als ich sie zum letzten Mal sah, lag sie auf dem Sopha bleich und schöner, als je, die Zähne entblößt und die rothe Maus saß auf ihrer Stirn."

Markus Baumgarten sprang auf.

„Dort ist sie wieder! Auf Deiner Stirn! Wirf sie weg. Jetzt kriecht sie durch die Luft. Sie kommt auf mich zu. Jag sie weg! Sie kriecht mir ins Gehirn! Hilfe! Hilfe! Sie frißt meinen Verstand!"

Markus Baumgartner fuhr sich wild in die Haare, seine Augen traten aus ihren Höhlen, sein Mund schäumte und er schlug sich mit den Fäusten auf den Kopf.

Die Erzählung des Wahnsinnigen ist vorbei. Markus Baumgartner wurde vollständig tobsüchtig in eine Heilanstalt gebracht. Allmälig wich die Heftigkeit der Anfälle, um einem Zustand thierischer Apathie zu weichen, in dem er sich noch befindet.

Was an seiner Erzählung wahr ist, weiß ich nicht. Ob sie die Ausgeburt seiner Monomanie war oder ihre Ursache, ich konnte es nicht erfahren. Meine Nachforschungen in Paris bezüglich Miß Greening's waren von keinem Erfolg begleitet. Die Cholera herrschte damals in Paris und die

Leute kümmerten sich nur um sich. In den Listen des Conservatoriums für Musik war eine Schülerin dieses Namens nicht eingezeichnet. Der Vorstand des Instituts, wo Markus Lehrer war, berichtete, daß derselbe Anfangs eine sehr brauchbare Kraft gewesen, später aber wegen Zerstreutheit und ganz zerrütteter ökonomischer Verhältnisse habe entlassen werden müssen. Weiter habe er sich nicht mehr um ihn bekümmert.

Markus Baumgartner ist jetzt todt. Der schrille Mißlaut einer zerrissenen Seite im Concert der Schöpfung ist verklungen.

Blasirt.

Novelle aus Berlins Gegenwart.

„Guten Morgen, theurer Alfred!"

„Seien Sie willkommen, Herr von Sennwaldt!"

Herr von Sennwaldt blieb in Mitte des Zimmers stehen und blickte mit schmerzlicher Ueberraschung auf den jungen Mann, der in eleganter Haustoilette in einem Lehnstuhl am Schreibpult saß und sich etwas nach ihm umwandte. Die ausgestreckte Hand Sennwaldt's sank langsam herab und sein Gesicht verdüsterte sich.

„Entschuldigen Sie meine übelangebrachte Vertraulichkeit, Herr Baron — ich hoffte eben, meine lange Abwesenheit von Berlin habe Ihnen freundschaftlichere Gefühle beigebracht, als ich mit den deutlichsten Zeichen meiner Achtung und Liebe je erringen konnte. Ich dachte mir, daß Sie in einer einsamen Stunde, deren Sie ja so viele sich zu verschaffen wissen zum Mißvergnügen derer, welche Ihnen zugethan sind, daß Sie in einer solchen Stunde vielleicht der Freundschaft unserer Väter sich erinnert haben könnten, welche, wie jene so sehr wünschten, auch auf uns sich forterben sollte. Ich bitte nochmals um Entschuldigung."

Baron Alfred hatte sich erhoben und stand nun aufrecht

vor dem jungen Mann. Baron Alfred war etwa dreißig Jahre alt, Herr von Sennwaldt mochte einige Jahre jünger sein. Baron Alfred hatte eine sehr hohe schlanke Gestalt, sehr blasse und distinguirte Züge und eine gewisse elegante Ruhe in allen seinen Bewegungen. Herr von Sennwaldt war etwas kleiner, untersetzter, hatte ein kühn geschnittenes Gesicht mit lebhafter Färbung, feurige schwarze Augen, lockiges schwarzes Haar und Schnurrbart. Der ganze Kopf hätte sich recht gut unter einer Husaren- oder Uhlanenmütze ausgenommen.

Baron Alfred schüttelte den Kopf und das Lächeln, das unter dem zarten, blonden Vollbart hervorschimmerte, wurde immer freundlicher, wenn sich um die Augen auch einige feine Fältchen zusammenzogen, die wie Spott aussahen.

Baron Alfred streckte nun seinerseits die Hand aus, die Sennwaldt zögernd ergriff. Baron Alfred heftete sein großes graues Auge fest auf den jungen Mann, die feinen Fältchen verschwanden allmälig und es lagerte sich darauf wie die klare Wärme eines schönen Septembermorgens.

„Sie sollten mich doch besser kennen, Sennwaldt!" begann Baron Alfred mit ruhiger, klangvoller Stimme. „Sie wissen ja, daß ich Sie lieber habe, als meine sämmtlichen übrigen Bekannten. — Und wenn ich nicht freigebig bin mit Freundschaftsbetheuerungen, die von aller Welt gebraucht und mißbraucht werden, so sollte Sie das um so mehr über die Aufrichtigkeit des Wenigen beruhigen, was ich Ihnen sage. Ich hieß Sie willkommen, Sennwaldt und Sie *sind* mir willkommen!"

„An der Aufrichtigkeit des „Wenigen" was Sie mir für die Freundschaft und Verehrung, die ich Ihnen entgegenbringe, sagen, habe ich nie gezweifelt. Für einen Heuchler habe ich Sie nie gehalten, viel eher vermuthete ich schon

früher, daß Sie Comödie mit sich selber spielen, daß Sie sich in eine Kälte hineinreden, die nicht der Ausdruck Ihres Temperaments ist, daß Sie originell sein wollen um jeden Preis! Aber ich, der ich Sie verehre trotz alledem, der ich weiß, daß hinter all der Sonderbarkeit der edle, geistvolle Mensch doch immer wieder hervorbricht, ich habe das Recht, zu verlangen: opfern Sie meine Freundschaft nicht einer Caprice, einer Manier."

Herr von Sennwaldt hatte sich wieder ganz in Feuer und Flamme geredet. Aber Baron Alfred bewahrte sonderbarer Weise seine überlegene Ruhe diesmal nicht ganz. Ein paarmal hatte eine eigene Bewegung sein Gesicht überschattet, er ließ sein Haupt auf die Brust sinken, hob es aber sogleich wieder rasch in die Höhe, um den Freund prüfend anzusehen. Als Sennwaldt geendet, faßte der Baron rasch seinen Arm:

„Glauben Sie wirklich, Sennwaldt!?"

Sogleich jedoch faßte er sich wieder, und sagte mit seiner gewöhnlichen Ruhe:

„Sie sprechen da einen schweren Vorwurf gegen mich aus; doch Sie sind im Irrthum. Sie wissen, daß ich mich nach jahrelangem Kampf losgeschält habe aus allen Fesseln, welche die Gesellschaft unserm Denken und unserer Bequemlichkeit anlegt, Sie wissen, daß ich alle Mißgunst, alles Gerede, ja selbst den Ruf eines Narren und geheimen Wüstlings ruhig auf mich genommen als eine unausweichbare Consequenz meiner Handlungen oder vielmehr meiner Unterlassungen — ich war den Leuten nicht einmal ernstlich böse darum, denn ich beurtheile alles aus sich selbst, nach den Bedingungen seiner Existenz und begriff es vollkommen, daß der Freie demjenigen instinctiv zuwider sein muß, der die Ketten liebt. Aber das Zeugniß kann ich mir geben,

daß ich nur aus dem berechtigsten Egoismus, dem Bestreben nach persönlicher Freiheit von aller socialen und conventionellen Sclaverei also gehandelt habe und Sie haben demnach kein Recht', Sennwaldt, mir vorzuwerfen, ich wolle mich durch meine Absonderung vor dieser Gesellschaft auszeichnen. Meine Lebensweise resultirt aus einem einfachen Rechenexempel. Die Duldung, die mir die Gesellschaft gewährt, würde mich mehr Opfer kosten, als mich ihre Mißachtung schmerzt. Ich wähle daher die letztere."

Nach einer Pause fuhr Baron Alfred fort:

„Doch das hat, obwohl es damit zusammenhängt, direct nichts mit uns zu schaffen. Sie beklagen sich über die Kälte meines Empfangs. Wenn wir uns jetzt schon chalröse Freundschaftsversicherungen an den Kopf werfen, nachdem Sie wohl und gesund aus Ihrem bequemen Reisewagen gestiegen sind, was wollen wir uns sagen, wenn wir uns einmal einen großen Dienst erwiesen haben, und dessen sind Sie fähig, Sennwaldt und ich glaube — auch ich."

Herr von Sennwaldt war fast besiegt.

„O ja", rief er und streckte wieder seine Hand aus, die Baron Alfred diesmal mit Wärme ergriff. „Auch Sie, Sie mehr als ich."

Baron Alfred lächelte wieder.

„Das weiß ich nicht," sagte er. „Aber wenn Sie so glauben, warum ärgern Sie sich über ein paar schlechte Gewohnheiten, die ich mir in meiner Einsamkeit beigelegt."

Herr von Sennwaldt sprang von seinem Stuhl auf und ging ärgerlich im Zimmer auf und ab. Auch Baron Alfred war aufgestanden und hatte sich, die Hände auf dem Rücken, an das Marmorsims des Kamins gestellt. Seine

großen grauen Augen folgten mit gutmüthigem Interesse den hastigen Bewegungen des aufgeregten Freundes.

Nach einer Pause, während welcher die Stille nur durch das Knarren von Sennwaldt's Stiefelsohlen unterbrochen worden war, begann dieser wieder:

„Es interessiren Sie wohl auch die Fragen nicht, welche jetzt unser großes Vaterland beschäftigen, von denen sein neues Aufblühen, oder seine künftige Machtlosigkeit abhängt."

„Wie Sie sagen. Ich bin nicht Deputirter," entgegnete Baron Alfred ruhig lächelnd.

„Aber Sie sind Deutscher!" rief Sennwaldt.

„Nun ja! Allerdings! Ich rede am geläufigsten die Sprache dieses Landes, ich bin, weil mein Vater zufällig hier lebte, auch hier erzogen worden.

„Aber die Bildung, welche Sie großgesäugt, die deutsche Wissenschaft, die Sie denken gelehrt, die Luft der Intelligenz, die Sie umweht, und die uns nothwendig ist, wie der Sauerstoff der Pflanze . . . . "

„Ich athme sie mit Wonne, diese Luft, wo ich sie finde," begann Baron Alfred lächelnd, und wir haben ihn in Verdacht als ahme er das Pathos seines Freundes nach. „Selbst mit dem Staub der Straße, mit dem Lärm des Marktes. Ich danke der deutschen Forschung für den Blick in die Unendlichkeit, den sie mir gestattet, aber ich kenne auch einen Voltaire und Rousseau, die ich fürwahr nicht weniger liebe, und über Allem steht mir meiner ganzen Natur nach das Andenken des Schweizers Pestalozzi. Die Wissenschaft ist weder deutsch, noch französisch, sie ist blos da etwas werth, wo sie menschlich ist."

Das scherzhafte Pathos des Barons war allmälig wärmer geworden, seine sonst so ruhige Stimme klang dröh-

nend durch das Zimmer, und sein Gesicht war mit einem röthlichen Schimmer übergossen.

Herr von Sennwadt lächelte bitter.

„Es freut mich, daß ich Sie doch einmal in Wärme gebracht," sagte er, „sei es auch nur, wo es galt, sich und mir Ihre Blasirtheit mundgerecht zu machen."

„Meine Blasirtheit?" rief der Baron, und schien nun in allem Ernst ärgerlich werden zu wollen.

„Ja — Sie sind blasirt; durch und durch!" sagte Herr von Sennwaldt entschieden.

Baron Alfred schaute den Freund einen Moment an, seine Lippen wölbten sich stolz, seine Augen blitzten energisch, und er schien an sich selbst die Frage zu richten, ob er denn verpflichtet sei, sich in seiner eigenen Wohnung derartige Dinge sagen zu lassen. Dann aber schien in ihm der sanfte Gott die Oberhand zu gewinnen, und leise, fast traurig sagte er:

„Sie haben Unrecht, Sennwaldt, ich bin es nicht. Vielleicht fehlt mir nur der Blick für das Große, für etwas Anderes, als Das, was mich zunächst umgiebt. Vielleicht fehlt mir die nöthige Phantasie. Ich muß Alles fühlen, sehen können, um mich dafür zu begeistern. Das gilt von der Politik, wie vom Leben. Was an mich herantritt, ganz nahe, ohne Phrase, ohne die Prätention einer sogenannten großen Idee, ohne Abstraction, was in seiner realen Erscheinung unmittelbar mein leibliches Auge trifft, kann mich im tiefsten Herzen berühren, sei es nun Armuth, Unrecht, Vergewaltigung. Aber was darüber hinaus geht, was das geringste Aussichselbstheraustreten erfordert, bleibt mir ewig fremd. Ich konnte nie mit wirklich gerührtem Herzen eine Spende geben für das größte Unglück, das sich in der Ferne zugetragen, aber ich vermochte noch nie an einer der

hohläugigen Jammergestalten vorüberzugehen, die man hier und da in Lumpen eingewickelt und wo möglich einen Säugling an der welken Brust, auf den steinernen Stufen einer Thüre trifft, ohne ihr auch Alles, was ich an Geld bei mir trug, manchmal nicht unbedeutende Summen, zu schenken. Vielleicht ist das Schwäche, Nervosität, nennen Sie es, wie Sie wollen, vielleicht schadete ich mehr, als ich nützte — aber blasirt ist das nicht. Im Theater braucht es viel, um mir eine Illusion zu erzeugen, die kleinste Dissonanz kann mir dieselbe wieder über den Haufen werfen, aber auf einem Kinderspielplatz kann ich stundenlang verweilen, ohne gelangweilt zu werden, und das buntbemalte Aushängeschild einer Affencomödie zaubert mich in die ungetrübtesten Freuden meiner Kindheit zurück."

„Und trotz alledem haben Sie mich nur auf's Neue davon überzeugt, daß Sie ein geistreicher Mann sind. Bei der Blasirtheit jedoch bleibt es, wenn ich nicht annehmen soll, daß nicht die Abgestorbenheit für alles, was uns interessirt, sondern ein mächtigeres Interesse als alle andern, Sie in Ihrer Einsamkeit zurückhält."

Der Baron blickte rasch in die forschend auf ihn gerichteten Augen Sennwaldt's.

„Als ich nämlich heute Morgen," fuhr dieser fort, „vergeblich versuchte, Ihnen meine Visite zu machen, was mir zu meinem Bedauern nicht gelang, da Ihr Diener den gemessensten Befehl hat, vor Mittag Niemanden anzumelden . ."

„Verzeihung, Sennwaldt, hätte ich ahnen können . . . !"

„Thut ja nichts. Ich bin ja wiedergekommen, wie Sie sehen. Nun also! Heute Morgen, als ich mich beim Weggehen nochmals nach Ihren Fenstern umwandte, um von Ihnen vielleicht bemerkt zu werden und ausnahmsweise die Aufhebung der Clausur zu erwirken, sehe ich an einem der

Fenster, welche meiner Erinnerung nach, zu Ihrem Schlafzimmer gehören, den allerniedlichsten Blondkopf, der je aus einer Morgenhaube neugierig auf die Straße schaute. Oder sollte ich mich geirrt haben," fragte Sennwaldt fast kleinlaut, als er von dem Gesichte des Barons jeden freundlichen Zug verschwinden und die fast abweisende Kälte sah, mit der der Baron ihn anblickte. „Sollte ich die Fenster des Nachbarhauses zu den Ihrigen gerechnet haben?"

„Das letztere weiß ich nicht!" sagte der Baron und sein noch eben so animirtes Gesicht sah wieder aus, wie in dem Momente, da er den Freund empfangen. „In Betreff des Mädchengesichts in der Morgenhaube haben Sie sich jedoch geirrt, Herr von Sennwaldt."

„Und doch ist mir . . . ." begann Sennwaldt wieder, der sich des Eindrucks zu schämen schien, den die Entschiedenheit des Barons auf ihn machte, „wenigstens war die Täuschung so vollständig, daß ich Ihren Jean vorhin fragte, ob Sie unterdessen geheirathet hätten, was er freilich verneinte."

Der Baron unterbrach ihn.

„Sie haben sich geirrt, Herr von Sennwaldt!"

In dem Tone, womit er das sagte, konnte Herr von Sennwaldt besser, als aus der längsten Rede entnehmen, wie sehr der Baron zu seiner anfänglichen Zurückhaltung berechtigt zn sein glaubte. Und im eiskaltesten Conversationston fuhr der Baron fort: „Wir reden aber bereits eine Stunde blos von mir; möchten Sie mir nicht etwas von Ihren Reisen erzählen?"

Herr von Sennwaldt war im Begriff, nach seinem Hut zu greifen und sich zu empfehlen. Da trat Jean herein, ein ziemlich bejahrter Diener in einfacher schwarzer Kleidung und sprach leise mit dem Baron. Der Baron Alfred war

überrascht und wurde sehr roth, wie es schien, aus Zorn. Er schien die Anwesenheit Sennwaldt's ganz vergessen zu haben, denn er antwortete sehr laut: „Sagen Sie der Frau Gräfin von Langenthal, ich könne sie unmöglich empfangen, ich sei beschäftigt, unwohl, sagen Sie was Sie wollen . . .“

Sennwaldt trat vor und legte seine Hand auf den Arm des Barons:

„Wie? Ihre eigene Tante lassen Sie auf diese Art durch den Diener von Ihrer Thüre weisen? Das ist nicht mehr blos sonderbar, Baron Alfred, das ist . . .“

Herr von Sennwaldt schwieg. Der Blick des Barons Alfred, mit dem er sich nach ihm umwandte, hatte ihn verstummen gemacht.

„Herr von Sennwaldt! ich bin Egoist. Was mir unbequem ist, halte ich mir fern und sei es selbst die unähnliche Schwester meiner braven Mutter. Und wenn ich Ihre Einmischung in meine Angelegenheiten so ruhig ertrage, Herr von Sennwaldt, so geschieht es wahrhaftig nicht, weil ich es liebe, Ihnen den gefälligen Dollmetscher meiner Handlungen zu machen, sondern weil Sie sich zufällig in meiner Wohnung befinden und weil ich mit allen conventionellen Gewohnheiten gebrochen habe und jedem, der sich einmal hier befindet, gestatte, seine Meinung zu sagen. Für die Zukunft . . .“

„Werden Sie mir die Thüre weisen lassen, wie Ihrer Frau Gräfin Tante,“ unterbrach Sennwaldt heftig den Baron.“ Für heute aber erlauben Sie mir, der Gräfin Langenthal meine Begleitung aus diesem Hause anzubieten und Ihrem Diener die Beschämung zu ersparen, die Schwester Ihrer Mutter anzulügen.“

„Mein Herr, Beleidigungen gehören nicht in meinen Codex häuslicher Duldsamkeit!“ rief der Baron.

„Herr Baron!" entgegnete Sennwaldt fortwährend sehr aufgebracht. „Hätten Sie sich mehr mit Ihren nächsten Verwandten beschäftigt, als Ihre Gewohnheiten es zulassen, so müßten Sie auch wissen, daß ich meine letzte Reise in Italien in Gesellschaft der Familie Langenthal gemacht und mich in Florenz mit Ihrer Base Ernestine verlobt habe. Ihr frostiger Empfang von heute schnitt mir den verwandtschaftlichen Gruß in der Kehle ab. Uebrigens mußten Sie ja um unsere Verlobung wissen, denn Ihre Tante machte Ihnen von Mailand die Anzeige."

Baron Alfred hatte mit dem lebhaftesten Ausdruck des Erstaunens zugehört.

„Nein, davon wußte ich kein Wort, auf Ehre!" bekräftigte er. Dann fügte er nur für Sennwaldt hörbar hinzu: „Seit mich Ihre Schwiegermama nämlich mit Gewalt verheirathen will, empfange ich sie nie mehr und lese keinen ihrer Briefe. Jean! sage der Frau Gräfin, Herr von Sennwaldt und ich würden sogleich die Ehre haben. Wenn ich doch den Brief noch fände," sagte der Baron, indem er fortwährend lachend eine Schublade zog. „Ich muß doch wissen, was mir meine verehrte Tante geschrieben hat. Von welchem Datum ist denn der Brief?"

„Vom 8. November!" antwortete Sennwaldt ernst. „Da haben Sie eine der Consequenzen Ihrer famosen Lebensregeln."

Der Baron blickte auf:

„Der ich leicht hätte ausweichen können, wenn ich consequent geblieben wäre! Sie haben am wenigsten Ursache, mir dieselbe vorzuwerfen, Sennwaldt."

„Lassen wir das!" bat Sennwaldt, „und beeilen wir uns lieber, die alte Dame zu begrüßen."

„Wenn ich nur den Brief fände!“ Baron Alfred kramte noch immer in einer großen Menge uneröffneter Briefe.

In diesem Augenblick wurde heftig die Klingel gezogen, heftiger, als das in anständigen Häusern Sitte ist. Man hörte sie bis in's Arbeitszimmer des Barons.

Jean eilte hinab. Das Stirnrunzeln des Barons bewies, daß eine solche Verletzung aller herkömmlichen Sitte nicht mit seinem Egoismus übereinstimme.

Da flog die Thüre auf und herein stürzte athemlos mit schreckensbleichem Gesicht ein junges Mädchen. Sie konnte kaum achtzehn Jahre zählen, die blonden Haare quollen in goldenen Ringeln unter dem eleganten Hütchen hervor. Die schlanke, halbentwickelte Gestalt in dem modernen Seidenkleid bebte vor Schrecken. Die gewöhnlich wohl sehr frischen Lippen waren weiß, die großen blauen Augen starrten weit offen zwischen den langen Wimpern hervor.

„Rette mich Alfred! rette mich!“ rief das Mädchen und flüchtete an die Brust des Barons, schmiegte sich fest an ihn, und schlang ihre Arme um seinen Hals und verbarg ihr bleiches Gesicht an seiner Schulter.

„Der Blondkopf in der Morgenhaube!“ murmelte Herr von Sennwaldt.

Vor der Thüre hörte man heftige Männerstimmen, darunter die Stimme Jean's, der vergeblich Jemanden zurückzuweisen suchte.

Der Baron richtete einen fragenden Blick auf das junge Mädchen.

„Mein Vater!“ stammelte sie, „er traf mich auf der Straße und ich sollte mit ihm gehen. Als ich mich weigerte rief er einen Schutzmann. Dem sagte er, ich sei von einem nobeln Herrn verführt worden und mit ihm davongelaufen. Der Schutzmann machte Miene, mich auf das Polizeibureau

zu führen. Da bekam ich eine furchtbare Angst, als ob ich Dich nicht wiedersehen sollte. Ich riß mich los und lief in Todesangst hieher. Rette mich, Alfred, rette mich! Laß mich nicht von Dir! Seit Du mich liebst, lebe ich ja erst!"

Baron Alfred war sehr ruhig geworden. Er küßte das bleiche Kind auf die Stirn und streichelte ihr liebkosend die Wangen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und ein Polizeilieutenant mit mehreren Schutzleuten trat ein. Hierauf, den alten Diener vor sich herdrängend, ein etwa vierzigjähriger Mann mit rothem Gesicht und vernachläſſigter Garderobe.

Im Hintergrunde erschien das bleiche von grauen Bauschlocken umrahmte Gesicht der Gräfin Langenthal.

„Weg da, alter Kuppler!" rief der Mann, der offenbar betrunken war. „Glaubst Du, einem noblen Taugenichts sei alles erlaubt? Er dürfe nur die hübschen Mädchen so von der Straße weg ins Bett schleppen, und ihre Eltern hätten Sorge, Erziehung und Schulgeld umsonst an sie gewendet? Marsch mit mir nach Hause, undankbare, liederliche Dirne!"

Dabei drängte der Mann die Polizisten und Jean zur Seite und schritt auf Baron Alfred zu, um das noch immer an ihn sich schmiegende Mädchen wegzureißen.

Unwillkürlich trat Herr von Sennwaldt vor, um den Freund zu beschützen. Dieser schob ihm mit einem bittenden Blick das halb ohnmächtige Mädchen zu.

„Jetzt können Sie zeigen, ob Sie mein Freund sind, Sennwaldt!" sagte er.

Sennwaldt führte die Dame nach einem Stuhl, ließ sie sanft darauf nieder und stellte sich kampfbereit davor.

Baron Alfred stand mit todtbleichem Gesicht aufrecht

vor dem zorn- und branntweinglühenden Antlitz des Eindringlings und wies mit ausgestreckter Hand nach der Thüre.

Es war ein schaurig schönes Bild, der elegante gebildete Mann, dessen Wiege schon von allem Comfort umgeben gewesen war und der rohe Proletarier, bei dem ein elendes Leben alle angeborenen schlechten Leidenschaften noch zur vollsten Blüthe gebracht hatte, wie sie sich kampfbereit gegenüber standen.

Da hob der Mann, der sich den Vater des jungen Mädchens nannte, die Faust.

Aber ehe sie niederfiel, hatte ihn Baron Alfred bereits mit beiden Händen an der Brust gefaßt, den schweren Mann hoch empor gehoben und weit von sich geschleudert.

Das Krachen einiger Stühle, die er auf seinem beschleunigten Rückzuge zertrümmerte, das Klirren der Scheiben des Bücherschranks bei dem er zuletzt anlangte, das Brüllen des rohen Gesellen, die Einsprache der Polizisten, der Angstruf der Gräfin, das Schluchzen des jungen Mädchens und der mahnende Ruf Sennwaldt's, sich zu mäßigen, vermengten sich zu einem Geräusch, das immer mehr Leute von der Straße herauflockte. Kopf an Kopf gedrängt stand die Menge an der sonst so sorgfältig vor fremden Eindringlingen verschlossenen Thüre des eleganten Einsiedlers.

Ueber alles Geräusch jedoch tönte die Stimme des Barons, der sich an den Polizeilieutenant wandte.

„Wie kommen Sie dazu, mein Herr, statt mich vor einem rohen Trunkenbolde zu schützen, denselben in mein Haus zu führen und in seinen Insulten gegen mich zu unterstützen?“

„Wir haben Sie zu fragen, Herr Baron!“ entgegnete der Lieutenant. „Diese Dame ist Elise Ewald, die Tochter

des Arbeiters Johann Ewald. Nicht so?" fragte der Lieutenant, als der Baron sich blos vor Zorn die Lippen blutig biß.

„Allerdings! Und was weiter!" sagte er endlich mit dem Fuße stampfend.

„Das junge Mädchen ist von ihrem Vater entflohen und lebt seitdem heimlich in Ihrem Hause, als Ihre . . .

„Schweigen Sie!" rief der Baron und machte Miene dem Lieutenant dasselbe Schicksal zu bereiten, wie dem Arbeiter Ewald, der mit Hilfe der Schutzleute und im Gesichte blutend, aus dem Bücherschrank hervorkroch.

„Herr Baron! Ich bin hier im Namen des Gesetzes."

„So hören Sie auch im Namen des Gesetzes!" rief der Baron', „und machen Sie sich nicht zum Werkzeug eines viehischen Menschen, der eine beständige Gefahr für die Gesellschaft und seine Familie ist. Entfernen Sie alle Leute, welche die Sache nicht angeht, schließen Sie die Thüre, und dann will ich Ihnen Aufschluß geben." Die Schutzleute räumten das Zimmer und der Baron begann: „Hören Sie! Vor ungefähr zwei Monaten ging ich noch spät Nachts vom Küstriner Bahnhof, wo ich Bekannten ein Lebewohl gesagt hatte, heim. Im Monat December ist es sehr kalt mein Herr, nicht wahr? Nun ja, da fand ich Nachts zwölf Uhr jenes junge Mädchen dort in halbnacktem Zustande auf den Steinstufen eines der dortigen Arbeiterhäuser. Ich fragte sie, was sie hier suche, sie konnte vor Weinen, Frost und Scham nicht antworten, bis ich endlich aus ihr herausbrachte, daß sie sich in diesem Zustande vor ihrem eigenen Vater habe flüchten müssen, der sie zu tödten geschworen, weil sie sich vor ihre Mutter gestellt hatte, um für sie die Faustschläge zu empfangen, welche der Vater ihr allabendlich statt des Brodes gab, wenn er toll und voll aus dem Wirths-

hause zu seinen hungrigen Angehörigen nach Hause kam. Ich suchte Elise zu überreden, daß sie zurückkehre und versprach ihr, sie zu begleiten. Da erhielt aber die Kleine vor Angst einen Nervenkrampf, daß sie sich am Boden krümmte. Ihr Vater werde sie gewiß tödten, wenn er sie wieder sehe. Ihre Mutter habe nichts mehr zu befürchten, nachdem sein Zorn abgelenkt sei. Ich wandte mich an den Wächter. Der wußte nur die Alternative, zurück zur Familie oder zur Wache. In diesem Zustande in ein Hotel sie bringen zu wollen, war eine nutzlose Blosstellung. Ich nahm daher einen glücklicherweise vorüberfahrenden Wagen und brachte das junge Mädchen halbtodt in meine Wohnung. Vier Wochen lag sie im hitzigsten Fieber. Ich hätte ihre Wohnung nicht einmal mehr gefunden, wäre es mir auch darum zu thun gewesen, sie zu suchen. Und Elise nur im Geringsten aufzuregen, hatten die Aerzte streng verboten. Als Elise hergestellt war, berieth ich mit ihr, was zu thun sei. Sie bat mich, ihre Mutter von dem Vorgefallenen zu unterrichten und um Rath zu fragen. Die arme Frau war hier und sagte mir, sie wolle ihr Kind lieber mit eigenen Händen ersäufen, als es noch länger zu einem solchen Leben voller Hunger und Angst verurtheilen, wie sie es bisher geführt. Ich bot der Frau die nöthigen Mittel, eine Scheidungsklage einzureichen gegen das Scheusal dort, aber sie wies diese Zumuthung zurück, weil er denn doch einmal ihr Mann sei. Auch sei er seit dem Verschwinden Elisen's viel sanfter geworden, nur gegen seine Tochter sei er sehr aufgebracht, daß sie alles befürchte, wenn er sie wieder in die Hände bekomme."

Der Baron schwieg einen Augenblick erschöpft. Alle, selbst der Verwundete, hatten aufmerksam zugehört.

„Ich schickte Elisen fort, um sich eine Wohnung zu

suchen, da ich fühlte, daß ein längeres Zusammenleben unser Verhältniß trüben könnte. Noch denke ich daran, wie empört das Mädchen stets von diesen Gängen nach Hause kam. Sie konnte nicht lügen, und ich hatte ihr verboten, den Leuten ihr Schicksal zu erzählen. — Trotz ihrer siebzehn Jahre und eines Gesichtchens, auf das die Unschuld ihr Siegel gedrückt hatte, wurde sie von der klotzigen Prüderie unserer intelligenten Stadt mit den empörendsten Fragen belästigt, so z. B. ob sie „unter der Sitte stehe" und so weiter, oder es wurden ihr Zumuthungen gestellt, welche sie obwohl sie dieselben nicht verstand, instinktiv erschreckten. Da der Mangel einer Beschäftigung einer der Umstände war, der bei den Miethsleuten zumeist auffiel, so suchte ich ihr eine solche zu verschaffen, obwohl es mich peinlich berührte, ein Wesen, das ich liebgewonnen, für wenige Groschen arbeiten zu sehen, während ich selbst im Ueberflusse schwelgte. Ich wandte mich an ein Paar Kaufleute, wo ich meine Sachen kaufte. Aber das feine Lächeln, mit dem diese Lebemänner hinter dem Ladentisch schon den ersten Theil meiner Erzählung anhörten, ersparte mir und ihnen den zweiten. Ich wäre mir selbst wie der erbärmlichste Kuppler vorgekommen, hätte ich sie einem dieser Sklavenhalter übergeben, die von den Geschöpfen, die ihnen in die Hände fallen, für ihre paar Groschen nicht blos die tagelange Arbeit ihrer Hände, sondern auch noch Leib und Seele wollen. So verging Woche um Woche, und Elise ist noch immer in meinem Hause . . ."

Auch Elise hatte dem letzten Theil seiner Rede zugehört, ihre großen blauen Augen hingen mit fast fanatischer Zuneigung an seinem Mund.

Der Proletarier starrte stumm vor sich hin, die Gräfin Langenthal wischte sich mit einem Schnupftuch die Augen,

Jean schluchzte, Sennwaldt blickte bewundernd dem Freund in das vom Feuer der eigenen Rede übergossene Antlitz. Die Stimme des Lieutenants klang fast schüchtern, als er fragte:

„Josef Ewald klagt Sie an, seine Tochter gewaltsam verführt zu haben. Wenn sich die Sache so verhält, wie Sie erzählen, was ja die weitere Untersuchung herausstellen wird, so fällt die Gewalt allerdings weg. Was aber das gesetzwidrige Zusammenleben anbelangt . . .“

Elise Ewald hatte bei den Worten des Lieutenants aufgehorcht. Jetzt stand sie auf und trat vor ihn hin.

„Alfred hat mich nicht verführt,“ sagte sie erröthend, „ich habe ihn verführt.“

„Elise!“ rief Baron Alfred.

„Mein Fräulein!“ sagte der erstaunte Lieutenant. Gräfin Langenthal war nahe daran in Ohnmacht zu sinken, Sennwaldt schüttelte erstaunt den Kopf, und Josef Ewald stieß ein wildes Knurren aus.

„Sei mir nicht böse, Alfred,“ fuhr Elise fort, aber ich kann nicht dulden, daß Dich die Menschen für schlecht halten, wo Du doch so unendlich gut bist. Ja, mein Herr!“ fuhr sie mit freudigem Stolze fort, „er ist während meiner ganzen Krankheit nicht von meiner Seite gegangen, hat mir Eisumschläge gemacht und der alte brave Jean sagte mir oft, daß ich gar nicht mehr am Leben wäre, wenn der Herr Baron nicht gewesen wäre.“

„Du Schwätzer!“ rief der Baron.

„Alter Kuppler!“ brummte Ewald.

„Aber jetzt schweig, Elise, ich will es!“ gebot der Baron.

„Nein, ich kann nicht. Und was habe ich mich denn zu schämen? Hast Du mich nicht Deine kleine Frau ge-

nannt? Warum sollen denn das die Leute nicht wissen, daß ich Dich auf den Knieen gebeten, da ich Dir mit nichts anderem meine Dankbarkeit beweisen könne, doch mich selber anzunehmen. Du warst zwar lang recht böse mit mir und ich habe viel geweint, aber endlich — bin ich doch Deine kleine Frau geworden."

„Also hat Ihnen der Herr Baron das Heirathen versprochen?" fragte der Lieutenant, während Alfred und die übrigen Personen in peinlichster Verlegenheit dastanden.

„Nein, das hat er nie!" versicherte Elise mit Bestimmtheit. „Im Gegentheil, er hat gesagt, die Ehe sei die unnatürlichste Sklaverei, denn man sei dann aneinander gekettet, auch wenn man einander nicht mehr lieb habe. Ich wußte nun freilich nicht, wie das möglich sei, daß eine solche Liebe aufhöre, wie ich sie für Alfred fühle, aber am Ende ist er doch gescheiter als ich und muß das besser wissen."

„Das will so viel heißen," schrie jetzt der alte Ewald. „Er mag Dich leiden, so lang Du jung und hübsch bist und nach ein paar Jahren läßt er Dich laufen."

Elise flüchtete wieder entsetzt an die Brust des Geliebten. Baron Alfred gab keine Anwort. Eine peinliche Pause entstand. Der Lieutenant war der erste, der das Schweigen unterbrach.

„Die eigenen Geständnisse der jungen Dame würden es verbieten, Sie länger in Ihrem Hause zu lassen, Herr Baron. Ich muß sie wieder ihren Eltern zurückgeben. Ja selbst wenn sie volljährig wäre, dürfte sie nicht, ohne Ihre Frau zu sein, mit Ihnen eine Wohnung theilen. Ich erkenne vollkommen an, daß Sie edler gehandelt haben, als viele andere junge Herren gethan hätten, und gebe Ihnen das Versprechen, daß streng darüber gewacht werden soll,

daß Ewald sich keine neuen Exzesse gegen seine Familie erlaubt. Fräulein Ewald! darf ich Sie einladen, Ihrem Vater zu folgen?"

„Nein! Nein!" rief Elise und umklammerte den Hals des Barons. „Verlaß mich nicht, Alfred! Verlaß mich nicht! Ich sterbe, wenn ich von Dir gehen muß."

„Erlauben Sie noch einen Augenblick, Herr Lieutenant!" sagte der Baron und führte die Geliebte etwas abseits.

„Wärst Du glücklich", fragte er und sah ihr tief in die treuherzigen blauen Augen — „wenn ich Dich zu meiner Frau machen würde."

„O, wie glücklich!" rief Elise, dann könnte Niemand etwas dagegen haben, daß ich immer um Dich wäre und mit Dir spazieren ginge, auch am Tage, nicht blos immer in der Dunkelheit, wie bisher. Und Du würdest mich dann auch nicht immer vom Fenster wegschicken, wenn ich Deine Frau wäre, nicht wahr? Ach ja, laß mich auch Deine wirkliche Frau sein. Ich will Dich nie ärgern und auf den Händen tragen, mein Alfred!"

Baron Alfred küßte sie auf die Stirne und führte sie dann wieder in den Vordergrund.

„Ich habe die Ehre, Ihnen hiermit meine Braut vorzustellen. Meine Tante, Gräfin Langenthal, wird wohl die Güte haben, sie bis zu unserer Vermählung in ihr Haus aufzunehmen und Herr — Ewald wohl nichts dagegen einwenden."

Die ganze Gesellschaft war erstaunt. Der Lieutenant verneigte sich voll Achtung vor dem Baron: „Sie sind ein edler Mann, Herr Baron!"

Sennwaldt ergriff warm die Hand des Freundes. Die Gräfin trat auf Elise zu, küßte sie auf die Stirne und sagte

in ihrer Muttersprache, als verstehe das Kind der Vorstadt dieselbe:

„Vous êtes un petit ange, mon enfant! Faites très heureux votre cher Alfred, qui m'a tant méconnu.“*)

Selbst Josef Ewald näherte sich dem Baron. „Jetzt, da ich sehe, daß Sie es ehrlich meinen mit meiner Elise, habe ich auch nichts mehr gegen Sie Herr Baron! Gott segne Sie und ich verspreche Ihnen, um der nobeln Verwandtschaft willen mir das Trinken abzugewöhnen und meine „Alte“ nicht mehr zu keilen.“

Baron Alfred wandte sich mit einem verlegenen Lächeln nach Sennwaldt um:

„Sobald die Formalitäten vorüber sind, reise ich mit meiner kleinen Frau nach meinen Gütern in der Schweiz. Das wilde Kind der Vorstadt paßt am Besten zur unverfälschten Natur! Wollen wir die Hochzeitsreise mitsammen machen und über Paris gehen?“

„Von Herzen gerne!“ rief Sennwaldt. „Vorerst aber erlauben Sie, daß ich Ihnen Abbitte leiste.“

„Wofür?“

„Sie sind nicht blasirt, theurer Alfred!“

---

*) „Sie sind ein kleiner Engel, mein Kind! Machen Sie Ihren theuren Alfred recht glücklich, der mich so sehr verkannt hat.“

Druck von R. Gensch & Elsner in Berlin.

Schlägel, Max von

Feuerseelen Absonderliche Menschen und Schicksale. Von Max von Schlägel. (
Inhalt: Ewig. Ein Waldidyll aus der Gesellschaft. - Glücklich oder elend. -
Die Geschichte einer Rose. Ein Märchen an der Table d'hôte. - Zwei
Schweizernovellen. I. Der verrückte Nationalrath. II. Der Junker von Rhäzü
n. - Rabemann. - Die rothe Maus. Erzählung eines Wahnsinnigen. - Blasirt.

Berlin [1870]